

LANDES-  
UND STADT-  
BIBLIOTHEK  
BERLIN

# DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung

Nr. 1. Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer. Berlin, 1. Januar 1858. Preis: Vierteljährlich 20 Silberg. VIII. Band.

## Weihnacht.

Von Marie Garrer.

Es liegt ein unbeschreiblich holder, und zugleich mächtiger Klang in dem Wort: „Weihnacht“ oder „Christnacht“ wie die Nacht, in der wir die Geburt des Heilandes feiern, in manchen Gegenden genannt wird. Wohl ist es eine heilige, geweihte Nacht, welche über die Welt das sanfte Licht des Christenthums aufgehen ließ, und würdig, daß sie herrlich, leuchtend gefeiert werde.

Am Weihnachtsfest offenbart sich die ewige Jugend des Menschengeschlechts — es ist der Kindheitsfrühling, der, von der Sonne der Liebe erweckt, in den Menschenherzen

aufblüht und die starre eis- und schneebedeckte Erde zu einem lichten Tempel der Freude umschafft. Durch die Spiegelgläser im Palaß des Reichthums, durch das niedrige Fenster im Hütchen des Armen strahlt das himmlische Licht des Weihnachtsbaums, selige Kindergesichter schauen leuchtenden Blickes auf die Gaben der Liebe, von denen der fromme Sinn der Eltern den Kleinen sagt: der heilige Christ hat's gebracht! Wie verwunderlich oder wie dürrig die Gaben auch sein mögen, welche die Liebe der Eltern, hinter die Glorie des „Christkindes“ sich verbergend, den Kindern bietet, es sind keine gewöhnlichen Kleider, keine gewöhnlichen Spielsachen, keine gewöhnlichen Äpfel, welche „der heilige Christ“ den Kindern bescheert — o nein, die Äpfel, welche die arme Wittwe ihrem Söhnchen auf den Weihnachtstisch gelegt, und deren rothe

Wangen beim Schein des kleinen Wachsstückchens das Kind so lockend anlachen, sind ganz anders, als die Äpfel, welche die Leute auf dem Markte feil haben, und das Wachsstückchen (wenn es auch nur wenige Pfennige kostet), mit gelben, grünen und rothen Lichtern brennt so hell, so schön, wie kaum der Stern am Himmel und die prächtigen Gaslaternen auf der StraÙe! . . .

Es ist mir stets eine innige Freude, wenn ich höre, wie Eltern ihren kleineren Kindern die Weihnachtsgaben als Spenden des „Christkindes“ reichen — sie führen durch diese unschuldige Täuschung die Kinderseelen ihrem ewigen Freunde entgegen, machen den Kindern die Liebe Jesu für sie auf ihnen verständliche Weise begreiflich, und streuen dadurch früh den Samen der Religiosität, welcher, einmal im

Kindesherzen aufgegangen, durch das Messer der zergliedernden Vernunft nie ganz vertilgt werden kann.

Das Geburtsfest Christi ist das Fest der Kinder und der Armen, denn was die Elternliebe für die Kinder thut, das thut die christliche Liebe für die Armen; sie bereitet Freude.

Ich glaube, es giebt keinen Ort in dem großen Reiche der Christenheit, wo die Menschen, die Christen, am Weihnachtsfest ihrer armen Brüder vergäßen! War Christus doch auch arm! Kein seidenes Kissen empfing ihn bei seiner Geburt; in dem Raume, der die Thiere beherbergte, stand seine Wiege, die Krippe! Christus war arm, wie sollten seine Verehrer am Feste seiner Geburt der Armen vergessen!

O, Weihnacht ist ein schönes Fest, es ist das Fest, wo der Mensch am Liebendwerthesten das Beste, am Göttestähnlichsten: als Freuden-spender.

Wohlthätigkeit ist schon löblich, wenn sie dem Dürftigen auf seine Bitte das Nothwendige reicht, damit er nicht darbe, aber die Wohlthätigkeit wird göttlich, wenn sie nicht nur ein erbetenes Almosen, sondern aus freiem Antriebe Freude spendet.

Und das ist es, was die Menschheit, so weit sie Weihnacht feiert, an diesem Feste Gott näher bringt.

Schon Wochen vorher beginnt die Physiognomie der Städte und Städtchen sich zu ändern; ein gewisser Zug freudiger Spannung, feierlicher Erwartung und heiterer Regsamkeit begrüßt uns bei jedem Ausgang; wir fühlen, daß Alles in einem großen Ziele zustrebt, fassen uns ergriffen von dem mächtigen Strome und lassen uns, ach wie gerne! von demselben fortreißen.

Das Christkind hat gar verschiedene Gaben, und



Weihnacht.

alle sind sie zu erfreuen fähig, wenn nur das Herz des Empfängers ein kindliches, der Freude offenes ist. Dort legt das Christkind Perlen, Juwelen und kostbare Gewänder auf den Tisch des gehäufelten Glückskindes, dort bescheert es der nützlichen Gaben mancherlei, woran die Hand der Liebe mit Fleiß gearbeitet, hier legt es unter den strahlenden Christbaum für das Kind des Reichen gar köstliches Spielwerk, wohl Hunderte an Werth, große Puppen, die schreien können und Papa und Mama sagen, und Modedamen mit Haaren und Glasäugen, die Volantkleider und Mantillen tragen, Eisenbahnen und Theater, Baukästen und Bilderbücher und Alles, was ein Kinderherz nur wünschen kann, und dort giebt es dem armen Kinde vielleicht nur, wenn es hoch kommt, eine Fabel mit groben Bildern, eine Puppe mit halbem Kopf und einem Holzklößchen statt der Füße. . . ist das nicht grausam vom Christkinde, hier mit Gaben zu überschütten und dort mit so farger Hand zu spenden? Je nun, der Unterschied ist so groß nicht, als er aussieht, denn wer hätte nicht schon gesehen oder empfunden, wie leicht der Mensch sich an Ueberfluß gewöhnt, und würden ihm alle Herrlichkeiten der Erde in den Schooß geschüttet, er kann nicht mehr, als: sich freuen und seine Freude ist vielleicht von milderer Stärke und Dauer, als die des Armen, welchen eine liebende oder wohlthätige Hand durch die Erfüllung eines bescheidenen Wunsches beglückt.

Es gehörte stets zu meinen Lieblingsneigungen, am Weihnachtsabend durch die Straßen zu wandern und bald hier bald da in ein erleuchtetes Zimmer zu schauen, das dem Weihnachtsabend zu Ehren durch seine Fensterläden oder neidischen Jalousien von der Außenwelt sich abschließt.

Doch welche Pracht auch der Weihnachtsabend in großen Städten entfaltet, so muß ich doch bekennen, daß eine Wanderung am Christabend durch eine kleine Stadt mich die Heiligkeit und Lieblichkeit des Festes tiefer empfinden läßt. In einer großen Stadt ist der Lichterglanz, sind die prächtig ausgeschmückten Läden und Magazine nichts Neues, die Weihnachtszeit bringt wohl eine Steigerung, aber keinen Contrast. In einer kleinen Stadt ist das anders. Die Bewohner des Ortes fühlen an diesem Abend sich gleichsam als Mitglieder einer großen Familie, und nehmen Theil Einer an des Andern Freude. Am ersten Feiertag, wenn die Frauen und Kinder in der neuen Winter-Equipirung zur Kirche gehn, und auf dem Heimwege sich die Erlebnisse des Abends mittheilen; wenn die kleinen Knaben, mit Helm und Küras aufgekunkt, trommelnd die Straßen durchziehen; die kleinen Mädchen einander mit den neuen Puppen Visite machen. . . Es ist eine Lust für jeden Menschen und Kinderfreund, Weihnacht zu feiern, und wäre es auf einem Dorfe!

Ja laßt nur, Ihr Großstädter und Kleinstädter, auf einem Dorfe kann Weihnacht auch schön sein, obgleich es da keine Modemagazine und Bilderläden, kein concert spirituel noch Weihnachtsausstellungen giebt. Ich habe einen Weihnachtsabend auf dem Dorfe erlebt, der mich unübrig beglückte, als alle in der Reifenzug begangnen, und will die einfache Geschichte desselben in der nächsten Nummer erzählen.

**Lied.**

Wenn wir noch kleine Kinder sind,  
Schon werden wir geschmückt  
Mit goldenem Kreuzlein, goldnem Herz,  
Deß' Puz uns hoch entzückt.  
Wir spielen mit Kreuzen und Herzen —  
Und kennen noch nicht ihre Schmerzen!

Doch wenn wir später ahnungsvoll  
Versteh'n des Herzeins Sinn,  
Da schauen wir mit warmem Blick  
Auf's goldne Kreuzlein hin.  
Wir schwelgen in seligen Stunden —  
Bis die letzte der Freuden entschwinden.

Das Kreuzlein aber, das uns einst  
Die Kinderbrust geschmückt,  
Wir blickens an mit ernstem Sinn  
Wenn uns die Freud' entzückt.  
In kommenden Stunden und Tagen  
Hat Jedes sein Kreuzlein zu tragen!

So ist, was Leid dem Menschen bringt  
Als Kind ihm, Spiel und Schmuck,  
Und erst, wenn ihm die Deutung klar,  
Fühlt es den goldnen Druck:  
Daß Kreuz und Herzlein die kleinen  
Es oft gar schlimm mit uns meinen!

Amarina Rawen' h'it.

**Die Handorgel der Urahne.**

Erzählt von Elise Polko.

Auf welche wunderliche Art wird oft in der noch schlummern Menschenseele zuerst jene Zauberkraft wach gerufen die wir „mystisches Genie“ nennen. In dem Einen singen es die Waldvögel wach, in dem Andern ein summender Wasserfessel, in dem Dritten ein rauschender Bach, in dem Vierten das leise Wiegenlied der Mutter. Es hat einen eigenen Reiz, solchen ersten Erwachen an dieser oder jener Gestalt aus den Reihen der Musiker nachzuspüren, auf die ersten Töne zu lauschen — die so süß und leise daherschweben wie fernes Glockenklingen. —

Auf dem schönen Friedhofe zu Frankfurt am Main hat man mir einmal an einem warmen Frühlingnachmittage einen halb verunkelten Grabhügel gezeigt, dicht bedeckt mit blühenden Weiden. Weithin frönte ihr Duft. „Sie sind ganz von selbst hier gewachsen“ flüsterte meine kleine Führerin mit geheimnißvoller Miene, „ein Musikant liegt da begraben, und auf solchen Hügelu da blühen allezeit Blumen,

wenn auch keine Menschenhand sie pflanzte, sagt der Großvater!“

Das ist ein lieblicher Gedanke, nicht wahr? — Aber eigentlich müßten aus jedem Musikantengrabe nur jene Blumen emporsprießen, die dem wirklich in Wesen und Schaffen Dessen, der unten schläft, entsprächen, es gleichsam bezeichnen. Sie würden dann zu Kennzeichen werden für Alle, die zu den stillen Hügelu andächtige Wallfahrt antreten wollten, zu schöneren besseren Kennzeichen als schwere — Steinmonumente und Kreuze. — Mozarts Grab müßte dann einem Rosengarten gleichen, war er nicht selbst die strahlende herrliche Rose unter den Musikern aller Zeiten, weht es uns aus seinen Schöpfungen nicht an wie Rosenluft? — Müßten nicht an Franz Schuberts Anhelager Nachtviolen stehen, an Händels Grab stolze Lilien, müßten sich in Haydns Hügel nicht alle Frühlingabblumen theilen? Nur für Beethoven's Schlummerstätte keine Blumen, ihm zu Häupten müßte eine hohe Palme wehen. — Königlich dem Königlich! — Aber wer schlief denn unter jener reichen Weidenhecke? — Ein schlöchter Mann, den man aber seiner Zeit in Frankfurt gar hoch gehalten: der ausgezeichnete Cellospieler und Musiker Johann Gottfried Arnold. —

Die Kleine mit den braunen Rehaugen hatte freilich den Namen nicht gewußt, der greise Großvater nannte ihn mir und setzte stolz hinzu: „sein Grab ist das erste, das ich in meinem Amt gegraben, am 31. Juli 1806. Ich habe aber auch den Arnold spielen gehört, und vergeß es mein Tage nicht mehr, so wie der hat Keiner wieder gespielt, meine ich, und manches Frankfurter Kind aus jener Zeit meint das mit mir! Wenn Ihr den Regenshauer, der da eben heraufsieht, im Stübchen des Todtengräbers abzuwarten Euch nicht scheut, kann ich Euch von ihm erzählen.“ — Und ich folgte ihm, und nahm unter dem schöngeputzten Marienbilde Platz, das an der Wand hing, und ließ aus dem gegenüberliegenden kleinen Fenster meine Augen über die stillen Gräber gehen. Eine alte Schwarzwälder Uhr tickte, der Regen draußien rieselte leise nieder, die Kleine zu unsern Füßen flocht Immortellenkränze, — so hörte ich die Bruchstücke aus der Geschichte des Musikers unter der Weidenhecke. —

In Niederrhall, einem Flecken im Hohenlohe'schen, unweit Dehringen, wurde am 1. Februar 1773 einem armen Schulmeister ein Sohn geboren. Das war eben kein sonderlich merkwürdiges Ereigniß in diesem Hause, weshalb auch die Freude über den neuen Ankömmling gar nicht allzugroß schien, der kleinen Mäuler, die da vom Morgen bis zum Abend zu essen und zu trinken verlangten und zum Dank dafür gewaltig lärnten und schrienen, waren eben genug da. Zudem erschien dieser Kleinst gar schwach und gebrechlich. Man gab ihm in der Nothtaufe die Namen: Johann Gottfried, und sein Pathe, der „Herr Schulze“ vom Ort, zuckte geringschätzend die breiten Achseln über solch winziges Menschengebilde und meinte: der würde es, wenn er ja leben bleibe, doch höchstens zu einem mageren Schulmeisterlein bringen. — Tief auf seufzte der Vater zu dieser Prophezeiung, die Mutter aber warf dem Schulzen einen bitterbösen Blick zu und raunte ihrem Manne ganz vernehmlich in's Ohr: „gram' Dich nicht, er wird einmal was Besseres als der dicke Schulze selber, die Urahne hat's gesagt. Hat er doch gleich am ersten Tage in's Licht geguckt, ohne zu zinkeln, und am zweiten den Kopf gedreht, als der Hahn im Hofe krächte. Das bedeutet großes Glück und Reichtum, sagt die Urahne!“ — Mit dieser „Urahne“ hatte es nämlich folgende Bewandniß. Sie war die blinde Großmutter des Schulmeisters, und wohnte oben in einer kleinen Dachkammer, die sie niemals verließ. „Ihr einziger Sohn war auch Cantor und Schulmeister in Niederrhall gewesen, und in der Kammer unter dem Dache hatte sie ihn einst geboren. Seit seinem jähen Hinscheiden — sie brachten ihn der Mutter und seiner jungen Frau eines Tages todt von der Orgel hergetragen — war sie da eingezogen. Die Schwiegertochter brachte vor Schreck ihr zweites Kind zu frühe und todt zur Welt, und starb selbst kaum eine Woche nachher. Den 3 jährigen Gottfried zog der Nachfolger des Verstorbenen auf, ein unverbesslicher gutberziger Mann, der auch die Trauerrede da oben ruhig in ihrer Kammer belies. Nun nach so vielen Jahren war ihr Enkel eingerückt in des Vaters einstiges Amt, zu welchem man ihn aufgezogen, er wäre aber gewiß lieber ein Jäger oder Fischer geworden, seines todtens Vaters musikalischer Geist ruhete wenigstens nicht auf ihm. Er spielte zwar in der Kirche seine Choräle regelrecht herunter, war aber immer froh, wenn er die Orgelbank verlassen und draußien herumstreifen, oder sein Feld und kleines Gartengrundstück bestellen konnte. Auch das alte Spinett in der Unterstube, worauf sein Vater so oft bis tief in die Nacht hinein gespielt, rührte er selten an, es wäre ihm des Lärmens genug im Hause, meinte er, fünf Kinder machten der Musik nur allzuviel. — Den kleinen Johannes zählte man noch nicht mit, der war sehr still und süßsam, auch gar zu schwach und zart, um sich viel bemerkbar zu machen, es gehörte wirklich das muthige fröhliche Herz seiner Mutter dazu, um an se in einstiges besonderes Glück zu glauben. — Viel Mühe hatte sie nicht mit ihm, er lief ihr nicht davon, als er laufen konnte, wie die andern Kinder, er aß auch nicht bis zum Uebermaß, wälzte sich nicht in allen Pfützen herum, wenn sie ihm eben einen frischgewaschenen Kettel übergestreift, er verlangte mir immer zur Urahne und man brachte ihn auch immer dahin, er war ja dort wohl aufgehoben. Vor ihrem Kammerfenster stand ein alter Lindenbaum, der machte das Stübchen so heimlich dunkel, und in seinen Zweigen fangen die Vögel die lustigsten Lieder. Dann war auch das merkwürdige Spinett da, das die Aufmerksamkeit des Knaben fesselte, wenn die Urahne das Räbchen schnurren ließ. Mehr aber als Alles bewunderte er eine ganz leichte kleine Drehorgel, die allezeit neben dem Sitze der Urahne auf einer hölzernen Bank stand. Die Urahne spielte sie manchmal. Sie hatte nur drei Weisen und war ein armes schlechtes Ding, man konnte einen Tanz daraus leiern, dann eine alte Volksmelodie: „Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus“, und endlich den Choral: „Du Haupt voll Blut und Wunden.“ Recht unheimlich klang's, wenn oft mitten in der Nacht die Tanzweise erschalle, dann das Volkslied, und endlich der Choral langsam und unsäglich traurig nachklang. — Um des Chorales willen hatte ja die Urahne vor vielen Jahren einem armen Drehorgelspieler die Orgel abgekauft, mit den beiden goldnen Schauflächen, die sie als einzigen Schatz besaßen, dieser Choral war es ja gewesen, bei dem ihr Sohn damals todt zusammengebrochen, es war

sein Lieblingsstück. Zu bitter-schweren und in frohen Stunden hatte er ihn allezeit gespielt, am Morgen, als sein Vater begraben worden, und am Morgen, da man sein erstes Kind getauft. — Freilich hätte die Urahne lieber den Choral allein gehabt — aber die Tanzweise und das Volkslied ließen sich nicht abschütteln, und so konnte sie denn nur immer spielen, was gerade an der Reihe war. — Der Schulmeister und seine Familie kimmerten sich kaum mehr um diese Orgelklänge, den kleinen Johannes aber ließen diese dumpfen Klänge Schlaf und Essen und Trinken vergessen, und als er kaum vier Jahr alt war, da konnte er jede der drei Melodien fehlerfrei nachsingen. Den größten Theil des Tages brachte er in der engen Kammer zu und die Urahne, die sonst nie Kinder um sich leiden mochte, liebte es eben diesen kleinen Kopf an ihren Knien zu fühlen, und diese feinen warmen Hände an ihren runzelvollen Wangen. Auch an der Orgel ließ sie ihn drehen, aber nur wenn seine Tanzmelodie oder das Volkslied an der Reihe war. Den Choral spielte sie immer selber, und dann sang der Knabe leise mit wie ein junger Vogel, der zum erstenmal seine Kehle verucht. — Eines Tages fragte er sie: „Urahne, warum geht Ihr nicht in die Kirche, da könnt' Ihr Euren Choral viel schöner hören auf der großen ordentlichen Orgel.“

„Ich warte bis jener Traum in Erfüllung geht, so ich träumte in der Nacht, da Du geboren wurdest. Es träumte mir, ein Urenkelkind käme herein in meine Kammer und zerträte mir meine kleine Orgel. Aber ich wurde nicht zornig darüber denn eine sanfte Stimme sagte: (sie klang just so wie eben Deine, Johannes), „ich will Euch Euren Choral besser spielen, Urahne, hört nur!“ Und da war mit einemale meine Kammer voll Klang und ich hörte den Choral, bei dem mein Sohn gestorben, so feierlich, so herrlich, so voll, daß ich weinen mußte. — Es klang fast wie Orgelton und doch nicht so gewaltig, es klang auch wieder wie die Nachtigallen singen, wenn sie bald scheiden wollen. Und ich faltete die Hände und Licht kam wieder in meine blinden Augen und ich sah: — Deiner Großvater und rief seinen Namen: Johannes! und — wachte auf — denn eben trat da Dein Vater an mein Bett und sagte: „ein Sohn ist mir geboren!“ — Sie haben Dich auch Johannes genannt, weil ich diesen Namen so laut rief, als Dein Vater in die Kammer kam. — Nun warte ich auf Dich, mein Kind! — Denn wie könnte ich jemals wieder in die Kirche gehn, alswie er gestorben, und die Orgel wieder hören, vor der er seine Seele ausgehaucht!“

„Urahne, könnt' man Euren Choral auf der Fiedel des Geigenfrüh spielen?“

„O ja wohl! Aber das klänge wie wenn man in der Kirche zum Tanz aufspielen wollte — ich möcht's nicht hören! Es muß ein anderes Instrument sein! Die Engel im Himmel mögen wohl wissen welches! Aber Du wirst's schon dormalst finden und — mich sehend machen! Ich hab's ja geträumt!“ — Seit jener Stunde ging der Knabe herum wie im Traum, die Erinnerung an die Worte der Urahne verließ ihn keinen Augenblick. Der Vater mußte ihm alle Instrumente nennen, die er kannte, und bei jedem Namen fragte er: „Klingt das wie eine Orgel und wie eine Nachtigall?“ — immer lachte ihn der Vater aus und endlich schickte er ihn gar ungeduldig fort und stand ihm fernher keine Rede mehr. — Tagelang trieb Johannes sich nun im Walde umher und hörte den Vögeln zu, und allerlei wunderliche Klänge schossen in ihm auf wie wilde Blumen. Ein tiefes Mitleid mit der Urahne befiel sein junges Herz, o für sein Leben gern hätte er ihr ihren Choral gespielt, nur um sie — einmal lächeln zu sehn und Licht ihren Augen zu geben! Denn das dies Alles geschehen müßte, glaubte er fest. Die Worte: „ich warte auf Dich, Kind!“ reizten ihn von Tag zu Tage mehr, — eine brennende Ungebuld überfiel ihn, eine glühende Sehnsucht, für die er noch keinen Namen wußte. Er hat seinen Vater ihn Noten lesen zu lehren, nach langem Sträuben entschloß sich dieser dazu. Ueberraschend schnell überwand Johann Gottfried alle diese trocknen Anfangsgründe der Musik und mit strahlendem Gesicht sah er bald stundenlang vor dem Spinett, ein altes Choralbuch vor sich, und mit den kleinen Fingern die Accorde greifend und Melodien suchend. — Aber diese Töne genügten ihm nur kurze Zeit, sie waren gar zu schnarrend und hart, und seufzend lief er wieder hinaus in den Wald und träumte sich als Dirigent der lieben Vögel, die nie schnarnten und nie falsch sangen. —

Eines Tages lag er auch so wie immer sinnend und sehend am Wege, hart an der Strafe, die durch den Wald nach Dehringen führte, als ein Wagen langsam daher kam. Er sah aus als ob er eben umgefallen gewesen, die eine Seite war ganz beschmutzt, das eine Pferd hinkte, das zweite hatte das Geschirr zerrissen, und der Kutscher das Gesicht verbunden. Ein Wunder war das nun eben nicht, denn die Wege waren dazumal dort gar zu böse, und bergleichen Unfälle kamen so häufig vor, daß der Schmied von Niederrhall ein ganz wohlhabender Mann geworden war nur vom Beschlagen der Pferde und vom Ausfließen der beschädigten Räder. Als der Wagen näher kam, sah der Knabe einen ältlichen Herrn darin sitzen, dessen gepuderte Perücke arg verklebt und zerdrückt und dessen Kleider gewaltig bestaubt und zertrümmert waren. Er stieß seltsame Klageklänge aus und hatte sich über ein großes braunes Ding geneigt, das er auf den Knien hielt. Es sah fast aus wie eine Violine, nur viel größer und stärker. „D mein Cello, mein geliebtes Cello — warum zerbrach ich nicht alle Knochen im Leibe statt deiner. Mich hätten sie schon wieder zusammengeklebt, aber wer soll dich heilen mit deiner eingedrückt Brust! Ich werde dich verlieren und an dem Gram darüber elendiglich zu Grunde gehn. O Cello, mein geliebtes Cello!“ Und dabei flossen ihm die Thränen über die Wangen und tropften auf den braunen Rasten der da auf seinen Knien lag. —

„Habt Ihr eine Violine zerbrochen?“ fragte der Knabe fest, als der Wagen stille stand, weil eines der Pferde sich im Geschirr verwickelt hatte. — „D wenn es nur eine Violine wäre!“ rief der Fremde ganz zornig, „es ist aber ein Cello, eine leibhaftige Cremoneserin.“

„Es sieht aber aus wie eine Violine, oder es könnte eine Violinmutter sein!“ sagte Johannes. „Ich glaube aber gewiß, der Geigenfrüh künnte das Ding machen, der hat früher lauter Violinen gemacht, weit, weit von hier, in Paris — und jetzt leimt er auch noch oft genug seine eigene Geige zusammen wenn er im Fallen über sie hinstürzt.“ „Doller Junge, meinst du ich ließe mir meine Cremoneserin von einem Pferde doctor

curiren? Ich will nach Brüssel oder gar nach Paris selber um ihretwillen."

"Aber da kommt ja der Geigenfriß daher — fragt ihn doch nur einmal! Soll ich ihn herbolen?" Und Johannes lief, als er das halb unentschlossene Gesicht des Fremden sah, zu dem Geigenfriß und zog ihn zum Wagen in aller Eile und bebend vor Erregung ihm die wunderliche Geschichte von einer sterbenden, "Violinmutter" erzählend. — Der alte Mann lachte und schüttelte den grauen Kopf, sich die Hände reibend, wie das so seine Gewohnheit war, wenn ihm etwas Spaß machte. — Johannes war an seine Seltsamkeiten gewöhnt, wie jeder Mensch in Niederrhein, hatte ihm doch die Urahnin schon oft erzählt, wie in früheren Zeiten der Geigenfriß ein äußerst geschickter Instrumentenbauer gewesen und gar in Paris gearbeitet, auch wacker die Geige geschnitten, um einer tollen Liebe zu des damaligen Schulzen schöner Gese aber, die ihm ein Schnuppsack schlug und mit einem hübschen Franzosen davon lief, ganz heruntergekommen sei. — Jetzt spielte er schon seit vielen Jahren zum Tanze auf, und wo es am wildesten herging, war's ihm am liebsten. Er lebte von der Hand in den Mund, und schlief öfter im Walde als in seiner elenden Kammer. Noth litt er nicht, denn Feder war gut mit ihm, hielt man ihn doch für einen halb Irren. — Der Fremde sah ihn recht mißtrauisch an, als er näher kam, und litt Anfangs kaum, daß der Geigenfriß sein geliebtes Instrument anschaute, nach und nach aber, da der Alte einige Fragen that und Bemerkungen machte, die gar wohl befundeten, daß er in früheren Zeiten mehr denn eine Cremoneserin unter den Händen gehabt, fachte der Herr im Wagen Zutrauen. Wohl eine Stunde verging mit Hin- und Herreden, dann fuhr der Wagen zum Schmied von Niederrhein zum großen Troste des Kutschers, der ganz heimlich nach der Schenke fragte, die Anderen gingen in die Kammer des Geigenfriß. Dort zeigte der Geigenfriß dem Fremden einen Kasten voll wunderlicher Geräthschaften, auch vielerlei vergilbte Papiere mit großen Siegeln darunter, es waren die Zeugnisse seiner Geschicklichkeit. "Hier ist auch eines von einem großen Geigenkünstler, der dazumaleben nach Paris gekommen war, seht her, so hieß er." "Banmalbare" stand da. "Das ist mein ältester Bruder!" rief der Fremde und sein Gesicht strahlte. "Er ist noch dort, und ich will jetzt zu ihm und dann wollen wir Beide zusammen in Brüssel wohnen. Nun, hat er Euch einst seine geliebte Amati anvertraut, so will ich's auch jetzt mit meiner Cremoneserin wagen. Versuch's!"

Zwei Tage später saß der in ganz Deutschland hochberühmte und wohlbekannte Violoncell-Künstler Banmalbare, Holländer von Geburt, bis jetzt an der Stuttgarter Capelle angestellt und von da nach Brüssel berufen, seelenvergnügt wieder mit seiner theuren Cremoneserin im Wagen. Sie war ganz geheilt, und Johannes war dabei gewesen, als er den ersten Strich auf ihren Saiten that. — Als die herrlichen Töne so stolz und weich daherzogen, da stürzte der Knabe auf die Knie, überwältigt von einer tiefen Bewegung. — Lange konnte er nicht sprechen, todtentbläht war er geworden, dann aber faltete er die Hände und sagte: "Das und kein anderes ist das Instrument, von dem die Urahnin träumte. — Das singt wie eine Orgel und wie eine Nachtigall. Das muß ich lernen, o helft mir doch! Nehmt mich mit, ich will Euch als Schuppsacker dienen, nur lehrt mich die Handgriffe auf der Violinmutter da!"

Die echten Musikantenherzen erkennen einander, welche Sprache die Lippen auch reden mögen, und die echten Musikantenherzen helfen auch einander, wo und wie sie sich auch begegnen mögen. Die klaren Augen Banmalbare's ruhten lange und mild auf dem erregten Antlitze des Knaben, dann sagte er: "Sei ruhig, Du sollst ein Cellospieler werden, Kleiner, aber versprich mir auch, etwas Nützliches zu lernen. Ich lasse Dir mein zweites Cello hier, der Kutscher mag es auspacken. Lerne Du was Ordentliches, so magst Du's behalten, lerne Du Nichts, nun so wirst Du ehrlieh genug sein, es mir einst zurückzugeben. Der Geigenfriß kann Dich in den ersten Handgriffen unterrichten, einen bessern Lehrer könntest Du nicht haben."

Das Alles geschah wirklich, es war kein Traum, es war kein Märchen, von der Urahnin erzählt. — Und als sein großmüthiger Wohlthäter abgereist war, da weinte er ihm heiße Thränen des Dankes nach.

Seitdem war er unzertrennlich vom alten Geigenfriß, so bitter auch die Urahnin sich darüber beklagte.

Am ihrem 91. Geburtstage aber trat er früh in ihre Kammer mit seinem Cello, setzte sich nieder und stimmte, während ihm die hellen Thränen über die Wangen liefen, mit fester Hand jenen herrlichen Choral an: "O Haupt voll Blut und Wunden." — Die Alte saß regungslos da, ein wahrhaft seltsames Lächeln verklärte ihr Gesicht. — Wie Engelsharfen fielen die Töne ihr in's Ohr, wie Engelsflügel wehte es um ihr wundtes Herz. — War das ihr Gottfried, der da spielte, waren es himmlische Stimmen, die sie riefen? — Unwillkürlich stießen ihre Hände die kleine Handorgel von dem Schmel. — Sie stürzte mit schrillum Klang zu Boden — als eben der letzte feierliche Ton der Melodie die Luft durchzitterte. "Der Traum ist erfüllt", sagte die Urahnin dann. "Siehst Du nun auch, siehst du wirklich, Urahnin?" fragte Johannes.

"Ich sehe meinen Gottfried!" murmelte sie, — sank zurück — und der liebe Gott hatte sie zu ihrem heißbegehrten Sohne geführt zu ewiger Vereinigung. —

Das Cello des wackeren Künstlers hatte doch dem Knaben Glück gebracht. Es fanden sich neue Lehrer für ihn, als der Geigenfriß die müden Augen schloß, es fanden sich Schüler, man schickte und brachte ihn bald hierhin, bald dorthin. Einer empfahl ihn dem Andern, und schon im Jahre 1798 wurde Johann Gottfried Arnold als erster Violoncellist am Stadttheater zu Frankfurt am Main angestellt. — Vater und Mutter erlebten es noch. —

Längst schon hatte ein Cello aus Cremona das Instrument Banmalbare's ersetzt, längst Johann Gottfried Arnold seinen Wohlthäter von der glücklichen Wendung seines Geschicks in Kenntniß gesetzt, und kurz vor seinem Tode hatte noch der berühmte Cellist ihm aus Brüssel einige freundliche Worte geschrieben, — das alte Cello aber hing, bekränzt mit frischen Ranken oder Immortellen, allezeit in dem Stübchen des jungen Musikers. — Er betrachtete es wie sein Heiligensbild, er verehrte es wie einen lebenden weisen Freund und

Lehrer. Beim Anblick dieser braunen Getreuen erinnerte er sich der harten ersten Kämpfe gegen den Fingersatz, unter der Leitung des Geigenfriß. Wie weit lag jene Zeit hinter ihm! Längst schon hatte er jede technische Schwierigkeit auf diesem herrlichen Instrumente überwunden, seine Fertigkeit konnte man vollendet nennen. — Aber was wollte das bedeuten gegen jenen zauberhaft seelischen Ton, den Arnold dem Cello so entlocken verstand, und der die Herzen der Hörer so wunderbar ergriff, daß Augen, die seit Jahren das Weinen verlernten, sich mit Thränen füllten, und die Hände gefaltet ineinander sanken beim Anhören eines Arnold'schen Adagio's. Etwas Feierlicheres, Frömmere als sein Choralspiel konnte nicht gedacht werden. Hätte es doch die Urahnin immer hören können! — Wie oft dachte er das! —

Außer diesen Choralstücken spielte er jedoch meist eigene Compositionen, süße innige Weisen, die er vielleicht einst den Waldvögeln abgelautet. — Und das Herz spielte immer mit und trug deshalb die Töne auch wieder zu Herzen, denn nirgends bewahrheitet sich das Wort: "was von Herzen kommt, geht wieder zu Herzen" so wie in der lieben herrlichen Musik. — Wer den blaffen, schlanken, feingliederigen Mann so stehen sah, die tiefen Augen ins Weite gerichtet, und die langathmigen Klänge unter seinen Händen aufstiegen und dahervallten wie seltsame, erstbete Geister, der mußte meinen, daß mit solchen Tönen auch ein Stück seines innersten Lebens dahinführen müsse. Und so war es auch, und so ist es immer, die Seele und das Herz wirklich misshingen oder misspielten. Die Töne wurden voller, kräftiger, köstlicher, — die Gestalt verfiel, die Klänge brausten immer mächtiger daher, — die Züge wurden feiner, durchsichtiger, die Augen blickten immer fremder.

Wer aber so im echten und rechten Dienste der heiligen Cäcilia sein Leben dahingiebt, dessen Stirn kränzt sie heimlich mit Rosen, deren Duft nur der treue Diener selber athmet. — Johann Gottfried Arnold hörte es immerfort singen und klingen Tag und Nacht. "Ich träume wirkliche große Symphonien" sagte er oft zu seinen Freunden, "und sie würden herrlich klingen, wenn ich sie aufschreiben könnte! Wenn ich's aber versuchen will, dann fliegen die lieben Melodien weg wie aufgeschreckte Vögel."

Stundenlang saß er an seinem offenen Fenster und versuchte seine klingenden Träume festzuhalten. — Wie lautete das einzige Töchterlein des reichen Mannes, dessen Haus ihm gegenüber lag, diesen Versuchen! Wie verklärte sich das lieblichste aller Mädchengesichter bei diesen Klängen! — Lange betrachtete er nicht, welch reizendes Menschenkind sich an seinem Spiel erfreute, bis endlich einmal, nach einem wundervollen Adagio, eine Hofe zu seinen Füßen niederfiel. Aufblickend gewahrte er nur noch ein erblühendes schönes Antlitze, wehende blonde Locken, eine grüßende weiße Hand — und das Bild war verschwunden. — Aber es kehrte wieder, täglich wieder und Arnold gewöhnte sich an sein Erscheinen, wie an das Erscheinen der Sonnenstrahlen, die auch täglich um eine bestimmte Stunde sein Fenster streiften. — Er grüßte nie hinüber, die Töne thaten es für ihn, und als Antwort flog zuweilen ein blühendes Zweiglein herein oder ein duftender Strauß. — Das war eine wunderschöne Zeit und die Symphonieträume wurden immer glühender. Zwischen allen neuen köstlichen Melodien schwebte ja eine leichte reizende Mädchengestalt, ein helles Engelsköpfchen lächelte und nickte — und die Urahnin kam auch am Arme ihres Gottfried, und der freundliche Banmalbare mit der gepuderten Perrücke saß auf einem Throne, sein Cello zwischen den Knien und winkte ihm und Geigenfriß stand hinter ihm, eine Amati im Arm. Das waren Träume! Da verlohnte es sich doch zu träumen! — So ging der Sommer hin und der Herbst, und eines Abends — ach! es war ihm als ob die holde Nachbarin seit einiger Zeit bleicher und ernster herüber geblickt — kam sie nicht ans Fenster um die bestimmte Stunde — wohl aber sah er viele Equipagen vor dem Nachbarhause stehen, und geschmückte Menschen in das blumengeschmückte Thor eintreten. Und als die Dunkelheit hereinbrach, da flammten alle Fenster auf in blendendem Licht, und hin- und herwandelnde Schatten bewegten sich hinter den herabgelassenen Vorhängen.

Da wurde ihm das Herz so seltsam schwer und bang, ein tiefer, heißer Schmerz kam plötzlich über ihn, und er nahm sein geliebtes Cello und spielte. — So herrlich hatte er noch nie gespielt! — Wie Geistesgruß zitterten die Töne, wie der Ruf sehnsuchtsvoller unendlicher Liebe zogen sie hinaus. — Und drüben öffneten sich die Fenster, und die geschmückten Herren und Frauen drängten sich herbei, um zu lauschen — er sah es nicht. — Seine Augen hingen nur an einem Fenster — an jenem wohlbekannten, an welchem sich allabendlich die Gestalt der Geliebten zeigte. — Und o — es war geöffnet wie die andern — aber nur eine einzige weiße Gestalt lehnte daran — zu ihr sprachen jetzt die Töne — zu ihr redete jetzt die Künstlerseele — und sie — — — — —

Als Arnold endlich erschöpft den Bogen sinken ließ, da flogen Orangen- und Myrthenzweige, blühend schwer, um die sich eine Passionsblumenvranne schlang, herüber — es war das Ende eines süßen kurzen, "Sommermärchens". — Rufen und Beifallsclatzen drang dann zu ihm — er aber schloß die Fenster und ließ die Vorhänge tief, tief herab.

In dieser Nacht aber träumte er eine Symphonie, wie er sie noch nie geträumt, klar und hell wie eine Landschaft im Morgenlicht lag beim Erwachen das geträumte Tonwerk vor ihm. Gott hatte ihm zum Ersatz für die blühende Rose, die er ihm eben genommen, eine unwerthliche Blüte an die Brust gelegt. — Am andern Tage konnte Arnold die Symphonie aufschreiben — Note für Note — was ihm noch nie vorher gelungen.

Eben als er den letzten Tact geschrieben, trat einer seiner Freunde in sein Zimmer.

Triumphirend zeigte er sein eben vollendetes Werk. "Warum hast Du sie nicht einige Tage früher aufgeschrieben, oder geträumt," sagte der Freund scherzend, "dann hätte man sie zur Hochzeit Deiner schönen Nachbarin aufführen können. Die reizende Anna hat sich so sehr, 'Musik', recht viel 'Musik' zu ihrer vorgestrigen Hochzeitfeier gewünscht, ihr Mann aber, der reiche Banquier W., hat jebeu Ton, der nicht an den Goldklang gewisser Münzen erinnert. — Ihm zum Trost hätte man die Symphonie aufzuführen müssen!"

"Anna heißt sie — — — und ist verheirathet?" — — — fragte ganz leise der Künstler.

"O! über den Träumer, der nicht sah was ihm unter den Augen geschah! Verheirathet — und über alle Berge — auf ein Jahr nach Italien!"

Die geträumte Symphonie des Johann Gottfried Arnold hat später der rühmlichst bekannte Musikalienverleger Andre in Offenbach drucken lassen. Das war eine unendliche Freude für den Componisten! Man wollte ihn auch mit der Aufführung überraschen, man fürchtete aber, er würde die Erregung, sein eigenes Werk nun auch zu hören, nicht ertragen. War er doch sichtlich schwächer geworden seit dem Herbst, versiel doch seine Gestalt immer mehr und mehr, sank er doch oft ohnmächtig zusammen, wenn er gespielt. — Am Tage der Aufführung konnte er auch wirklich sein Stübchen nicht verlassen. In seinem Lehnstuhl sitzend, die Partitur seiner Symphonie auf den Knien, schien er im Geiste jeden Ton zu hören, jedem Accorde zu folgen. Mit schwacher Handbewegung tactirte er zuweilen. Mit dem letzten Tact klappte er das Buch zu, lehnte sich mit dem Lächeln selbiger Befriedigung zurück, und — — — ein barmherziger Engel trug seine reine Seele hinauf in das Reich des ewigen Klanges und der ewigen Freude.

Sie liegt ihm da gegenüber, seine Nachbarin auch hier! — sagte der Friedhofswärter und zeigte mit dem Finger auf ein prächtiges Marmordenkmal, das eben die Strahlen der untergehenden Sonne warm beleuchteten.

Todkrank brachte man sie aus Italien heim, sie wollte in dem Zimmer des väterlichen Hauses sterben, das seinem Fenster gegenüber lag. — Wenige Stunden vor ihrem Tode beichtete sie den Ihrigen ihre Liebe — und in den letzten Augenblicken hat sie noch sein Cello gehört und mit verklärtem Gesicht im Bette sich aufgerichtet und gelauscht. Mit seinem Namen auf den Lippen ist sie gestorben. Sie hat ihren Herzliebsten droben nicht lange allein gelassen!"

[2657]

### Der Ball.

Wenn der Sommer entflohen und der Herbst vergangen, wenn die letzten gelben Blätter gefallen, und vom scharfen Nordost getrieben, in totem Wirbel über die verbödeten Promenaden tanzen; — wenn das Ofenfeuer knistert, und der Gedanke: "Winter" sich schwer mit den ersten fallenden Flocken auf die Gemüther herabsenkt; dann erglimmt in jugendlichen Herzen ein kleines helles Fünkchen, erst im äußersten Winkel desselben, dann immer größer werdend und weiter vordringend, bis es endlich recht in der Mitte sitzt, roth erglüht, und nur auf Gelegenheit wartet, um in hellen Freudenflammen aufzulodern.

Dieser kleine Funke ist die Tanzlust, meine Lieben, die Hoffnung auf licht- und wonnedurchstrahlte Abende, der Gedanke an das elektrisirende aus vier einfachen Buchstaben zusammengesetzte Wort: Ball! — Es muß wohl ein Zauberwort sein, denn in mehreren Sprachen ist es aus denselben Zeichen gebildet, und übt dieselbe magische Wirkung auf viele so ganz verschiedene Nationen. — Es umfaßt eine Welt von verschiedenen Gedanken, dieses kleine Wort Ball, und mögen wir uns nun in den verschiedensten Alters- oder Lebensperioden befinden, sobald dieses Wort unser Ohr trifft, hat es etwas Absorbirendes, Aufregendes im Gefolge (d. h. wenn wir mit von der Partie sein sollen), es setzt sich fest, unterbricht eigenwillig den gewöhnlichen Kreislauf unsrer Tagesordnung und Geschäfte, es macht sich zum Ereigniß, und wir sagen unwillkürlich: "vor dem Ball — nach dem Ball."

Wir haben in unserm lieben Deutschland zwei Arten von Bällen, die für die Jugend zwar gleich amüsant und freudbringend, in ihrem Wesen jedoch sehr verschieden sind: nämlich Privat- oder Familienbälle und öffentliche oder Gesellschaftsbälle. Die ersteren sind in vieler Beziehung den letzteren vorzuziehen, man weiß ungefähr, wen man treffen wird, man kennt genau die Lokalität, ältere Herren und Damen arrangiren in Gedanken ihre Spielparteen und Plauderwinkel, man ist beruhigter über Mäntel und mitzunehmende Garderobegegenstände, kurz man geht dem Abend mit größerer Gemüthsruhe entgegen. — Wie glücklich und unbefangenen durchflattert das junge Mädchen die hellstrahlenden Zimmer ihrer Freundinnen, die ihr heute im Ballschmucke so viel größer und interessanter vorkommen; wie bewundern die fröhlichen Kinder die sinnreichen Einfälle der Gespielin, die aus blumengeschmückten Ephenwänden und Vorhängen kleine trauliche Gärten schaffen, in welchen ein erhitze Gesichtchen sich unbemerkt ausathmen und müde Füßchen sich zu einer neuen Polka stärken können! Ja es ist ein gar freundliches Bild, solch ein Familienball mit den glänzend erleuchteten Treppen, den festlich geschmückten Dienern und dem herzlich warmen Grube des würdigen Hausherrn und seiner Gattin an der Thüre des Empfangsalons! — Sei ein Privatball noch so voll, die Quadrillen noch so gedrängt (sogar welche im Nebenzimmer aufgestellt, wo man kaum die Musik vernimmt), man ist sicher, sich zu amüsiren, schon das Bewußtsein, der willkommene Gast einer geschätzten Familie zu sein, giebt ein Gefühl des Comforts und der Freude, das uns die kleinen Mängel gern und willig übersehen läßt. — Mit welcher Erwartung sieht aber auch die junge Welt einem solchen Abend entgegen! Wie langsam vergeht die Zeit zwischen dem Tage der Einladung und dem des erwarteten Festes? und ist es gar ein großer Ball, ist es der Abend, der das junge Mädchen zum erstenmale in "die Welt" einführt, dann kennt die Ungeduld keine Grenzen und wird nur durch die Betrachtung im Zaume gehalten, daß noch Schneiderin, Putzmacherin und Friseur das Ihrige thun müssen, um das wunderbar anmuthige, aus vielen Theilen bestehende Ganze herzustellen, was man eine Balltoilette nennt.

Es ist ein glücklicher Tag für Vater und Mutter, für Tanten und Geschwister, den aufgeblühten Sprößling der Familie zum erstenmale im Ballkleide zu sehen! Die Mutter, die dem Lockenfopf der Tochter die Ballgürtel aufsetzt und die ungeduldigen kleinen Füße in die ersten Atlaschuhe hüllt, denkt gewiß nicht ohne einen kleinen Seufzer an die Zeit zu-

rück, wo auch ihrem Auge sich zum erstenmale diese Feenwelt erschloß, die gar bald dem Neuling auch ihre Schattenseiten enthüllt, und ihn unter Glanz und Fröhlichkeit gar manchen Dorn, gar manche Bitterkeit finden läßt. — Man nimmt an, daß ein junges Mädchen erst einen oder zwei Winter hindurch Privatbälle besucht, ehe man sie auf einem öffentlichen Balle erscheinen läßt, und diese Sitte hat viel für sich, denn obgleich beide gesellige Vergnügen in dem Zweck des Tanzes gleich sind, so sind sie doch in Anordnung, Sitten, und hergebrachten Formen so wesentlich verschieden, daß schon eine gewisse Haltung und Routine dazu gehört, um sich auf einem öffentlichen Balle zu amüsiren, und dabei sich so zu benehmen, daß auch der leiseste Tadel ferne gehalten wird.

Eine jede Stadt, sei sie groß oder klein, hat ihr Casino, Museum, Harmonie, Club, und wie die mannigfachen geselligen Vereine heißen mögen, an denen Deutschland so reich ist, wo die Bäter sich allabendlich versammeln zu Zeitung oder Whist, Politik oder Geschäftsconferenzen, und dessen Räume sich einigemal im Winter öffnen, um auch der tanzlustigen Jugend Rechnung zu tragen. Gewöhnlich sind die Lokalitäten gut, die Säle geschmackvoll und gut parquettirt, und wenn ein Privatball mehr eigentliche Unterhaltung bietet, so ist ein öffentlicher Ball hauptsächlich

nirgends so entschieden auftreten als im Ballsaale, da dort ja der Caprice gestattet ist, ihre flüchtige Erscheinung geltend zu machen, und auch hier und da eine Uebertreibung der gerade herrschenden Mode gebildet wird. Ist man erst im Carneval angelangt, dann folgt Fest auf Fest, und man wird es für eine harte Entbehrung halten, eine Woche ohne Ball zuzubringen. — Gewöhnlich schließt diese fröhliche Zeitepoche mit einem costümirten oder auch einem Maskenball, und dieser hat in der That seine besondern Reize, nicht allein für den Neuling, sondern auch für solche, die schon viel getanzt, ja sogar für jene, die es wieder vergessen haben. Eine Beschreibung dieser eigenthümlichen, jetzt wieder sehr in Aufnahme kommenden Festlichkeit wollen wir uns auf das nächste Mal versparen, und nehmen heute Abschied von der holden Leserin mit dem herzlichsten Wunsche, sie möge die schöne Zeit der Tanzfreuden glücklich und heiter genießen, dabei aber hübsch mäßig sein und sich nicht erkälten, damit, wenn im Frühling die Rosen wieder blühen, die ihrer Wangen an Frische nichts verloren haben, und sie mit dem Lächeln immerer Verdiebung auf den Lippen zurückdenken kann an den Ball und seine Freuden.

[2693]

Marie Louise.

dividualität geltend zu machen, liegt in jeder Menschenseele, tritt in einem Gemüth segnend, in einem andern thöricht oder gar unheilbringend hervor; ist es nicht verzeihlich, wenn das übersehene und doch nach Anerkennung, nach Würdigung strebende Weib sich sehnt, es möge ihr dadurch, daß ein Mann sie zu seiner Braut, zu seiner Lebensgefährtin wählt, Gelegenheit werden, der Welt zu sagen: „Ich bin etwas werth!“

Man nennt den Brautstand einen glücklichen Stand, und gewiß er ist es, er ist die blumengeschmückte Vorhalle zu dem hohen ersten Tempel der Ehe, wo Demuth, Entfaltung und Selbstverleugnung gepredigt wird; aber wie verschieden ist dieses Glück des Brautstandes! so verschieden, als die weiblichen Herzen, welche es beherbergen, und nicht alle diese Herzen sind fähig die weihewolle, demüthige Seligkeit der liebenden Braut zu empfinden, denn das Motiv der Ehe ist ja nicht immer „Liebe“ und nicht immer ist die Liebe des Weibes, wie sie sein soll, frei von Selbstsucht und Eitelkeit.

Verzeiht diese abschweifende Einleitung, welche verschuldet, daß ich auf einem Umwege, doch dafür um so rascher zu der glücklichen, edlen fürsüchtigen Braut zurückkehre, auf welche zwei Nationen mit freudig stolzem Eigenthumsgefühl und den herzlichsten Segenswünschen blicken: die englische und die preussische Nation.

Ein Brautkleid ist schon an und für sich etwas Wichtiges, nicht wahr? und wie sollten die Leserinnen nun anders als mit Interesse zuhören, wenn ich ihnen von dem Brautkleid der Prinzessin Victoria von England erzähle, in welchem sie zuerst als Gemahlin Sr. Hoheit des Prinzen Friedrich von Preußen erscheinen soll?

Das Brautkleid der Prinzessin wird von englischen Spitzenköpplerinnen gewebt. Es ist aus den sogenannten Honiton-Spitzen, welche seit vielen Jahren als das vorzüglichste Fabrikat englischer Spitzenweberinnen geschätzt werden. — Auch Königin Victoria von England trug ein Kleid von Honiton-Spitzen bei ihrer Vermählung, ohne Zweifel um den armen Weberinnen ihres Landes durch einen reicheren Lohn der so schlecht bezahlten Arbeit Erleichterung zu gewähren und inländischen Gewerksfleiß zu ehren.

Das Muster des Brautkleides der Prinzessin Victoria besteht aus den vereinigten Emblemen Englands, Schottlands und Irlands: Rose, Distel und Klee, und ist von ebenso großer Zartheit als reicher Eleganz. Jede Blume, jede Ranke wird von den Spitzenköpplerinnen mit der Hand gearbeitet auf einem Rissen, welches sie auf den Knien halten; eine Arbeit, ebenso mühsam durch die dazu erforderliche Akkuratess, als anstrengend durch die unausgesetzte Thätigkeit, welche sie beansprucht, wenn ihre Verfertigerinnen — leben wollen.

Wer sollte es der anmuthigen Gruppe der jungen Spitzenweberinnen auf unserm Bilde ansehen, daß in den zarten Körpern bereits der Keim des Siechthums aufgegangen, welcher durch den Mangel der Bewegung und frischer Luft gepflegt, in Kurzem die Blüthe der Gesundheit überwuchern muß, die, so lange sie noch von Jugend-

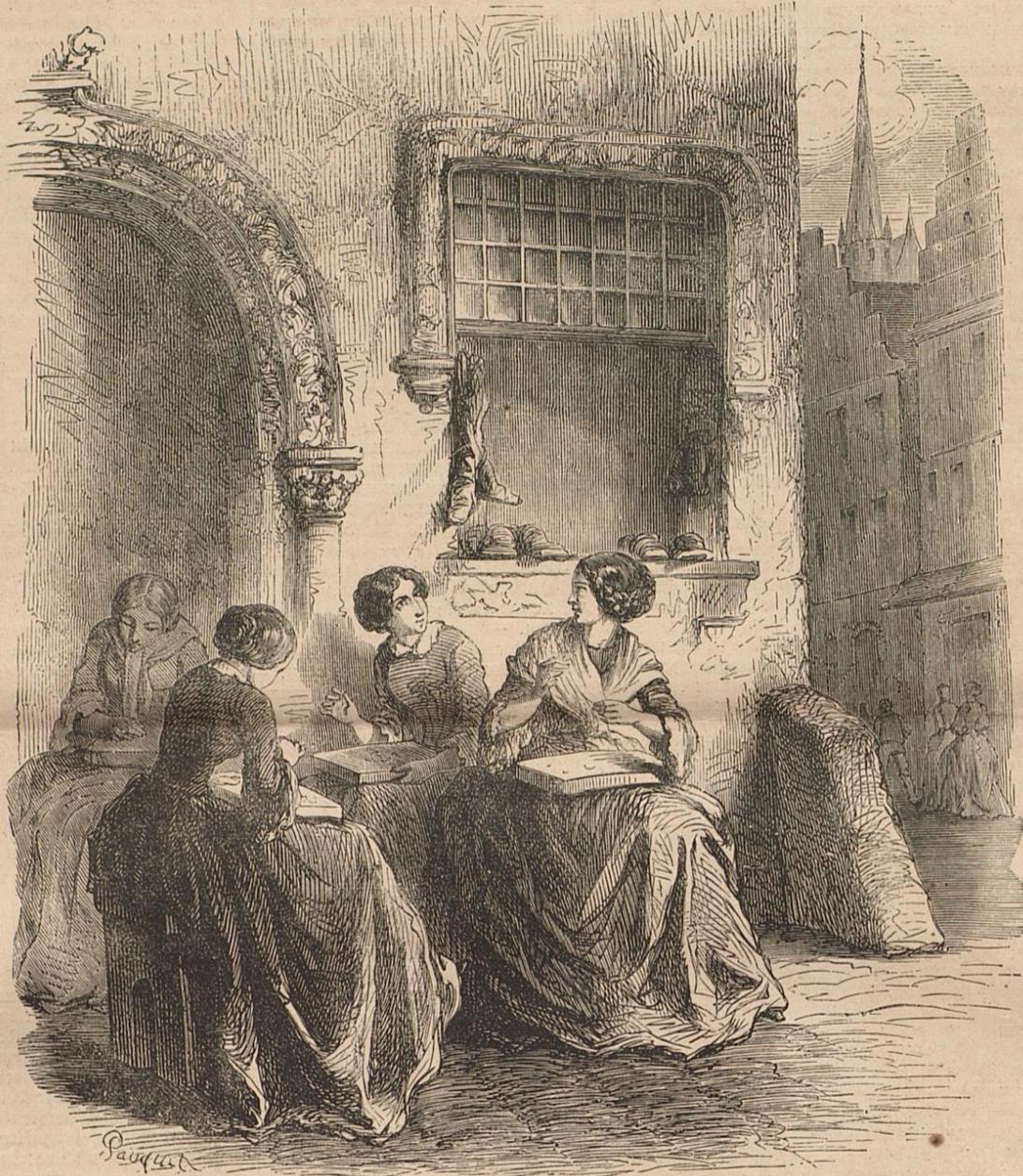
kraft genährt wird, dem Dasein dieser Töchter des Volkes einen Schimmer von Glück verleiht.

Doch wenn die Kraft der Jugend verzehrt ist, mit ihr die Spannkraft der Seele, welche die mühselige Arbeit durch Heiterkeit zu erleichtern verstand, wenn das durch Anstrengung matt gewordene Auge nicht mehr fähig ist, die Fäden des feinen Gewebes regelrecht in einander zu schlingen, und die künstlichen Figuren eines reichen Musters nachzuahmen? Was wird dann aus den armen siechen Geschöpfen, welche, zur Ausübung ihres Gewerbes nicht mehr befähigt, doch auch nicht im Stande sind, sich den Unterhalt des Lebens durch eine andere Arbeit zu verdienen, durch eine Arbeit, welche vielleicht Kraft des Körpers oder Geschicklichkeit in anderer Weise erfordert; was wird aus ihnen?

Es ist hier nicht unsere Aufgabe, die traurige Lage der Spitzenköpplerinnen zu beleuchten, deren Verbesserung schon Gegenstand des Nachdenkens für manchen Menschenfreund gewesen und noch ist, ohne das Uebel an der Wurzel fassen zu können; sondern wir kehren zu der Arbeit der jungen Weberinnen zurück, welche zum Schmuck der jungen Prinzessin bestimmt ist.

Dahin gehört außer dem Brautkleide ein herrliches Taschentuch, in dessen Mitte das königliche Wappen von England sich befindet, umgeben von einer reichen, kunstvoll gearbeiteten Borte.

Es wird ein schöner, herzerfreuender Anblick sein, die junge königliche Braut in dem zarten Spitzengewande, mit der bräutlichen Krone geschmückt, an der Seite des jungen, ritterlichen Gemahls, im vollen Glanz ihrer blühenden Jugend und aller Pracht, welche irdische Größe und weltliche Macht über-



Spitzenköpplerinnen.

(Zu: Das Brautkleid der Kronprinzessin von England.)

### Das Brautkleid

der Kronprinzessin von England.

(Hierzu die Abbildung.)

Jede Braut ist in ihrem Kreise ein Gegenstand erhöhten Interesses; sehen wir diese Bemerkung nicht gerechtfertigt in den verschiedensten Verhältnissen, in allen Kreisen des Lebens?

Die Bewunderte, Gefeierte, welche, von Vielen gekannt, von Allen beachtet, in den „Brautstand“ tritt, fühlt vielleicht die innere Theilnahme kaum, welche aus den Blicken Aller ihr entgegenstrahlt, denn es hat an Fremden ihr ja nie gefehlt. — Anders ist es in geringeren Verhältnissen, wenn der Brautkranz sich um eine jungfräuliche Stirn schlingt, welche vielleicht sonst keinen als diesen Schmuck getragen. Da tritt die sonst Unbeachtete, Unbemerkte in die Reihe derer, auf welche der Kreis näher und ferner Bekannter mit Interesse blickt, die Unbedeutende wird bedeutend, mindestens für eine kurze Zeit, und wird beachtet als „Persönlichkeit“, möglicherweise sogar „beneidet“. Kein Wunder, daß manches Mädchen nur deshalb heirathet, um „einmal Braut gewesen zu sein.“

Das klingt wie eine Herabsetzung des weiblichen Charakters überhaupt, und soll doch keine sein; das Streben, die Ju-

gung der Mutter denkt besorgt an den ersten Walzer und wünscht der Tochter einen sicheren Führer. Glückselig, wer durch einen gewandten Freund oder Vetter im Voraus versorgt ist! — Aber ist einmal der glatte Boden glücklich überschritten (oder überflogen), verliert sich die bange Schlichternheit der jungen Tänzerin gar bald, ihre Kraft wächst, und sie wird nach 3 — 4 Tänzern so sicher sein, daß sie selbst einen zaghaften Tänzer leiten und unterstützen kann. — Ob diese schöne Mittheilung des Balles zwischen 10 und 12 Uhr, es sind wirklich heitere Momente! Man ist noch unermüdet, die Toilette noch frisch, Vater und Mutter heiter, die Unterhaltung lebhaft und angeregt, und der Ball ja noch so lang! Dann kommt das Souper, der Saal wird leer und öde, und die Gruppen fröhlicher Familien bieten in den Speisenzimmern ein gar heiteres Bild. Lange währt freilich die Ruhe nicht, und so gern auch die Eltern noch bei Tische verweilen möchten, die Tochter wird ihnen zum Tanze entführt, sie müssen wieder hinaus in den Saal, wo die Luft von Neuem bejümt. Nun aber denkt der Papa ans Heimgehen, doch in häufigen Fällen von allen Seiten bestirmt, wird die Erlaubniß zum Bleiben für den Cotillon ertheilt und — gewöhnlich bitter bereut! Gewiß ist es ein großes Opfer, ein Zeichen wahrer Elternliebe, dieses Ansharren bei einem Cotillon auf einem großen Balle! Anfangs fesselt noch der große sich bildende Kreis und das Arrangement der ersten Touren die Aufmerksamkeit, aber bald gewinnt die Müdigkeit die Oberhand. Habt ihr sie schon betrachtet die armen Opfer des jugendlichen Egoismus, wie sie so traurig und niedergeschlagen da sitzen? Der Papa schlummert wohl gar in der Nähe des verlassenen Spieltisches und träumt von den morgenden Berufsgeschäften, zu denen er wohl die nöthige Munterkeit nicht mitbringen wird, und die Mama, die vor wenigen Stunden noch so frisch und stattlich unter ihren Blonden und Federn hervorsah, wie matt und müde sieht sie jetzt aus, eifrig bemüht, ihr häufiges Gähnen hinter ihrem Spitzentäschentuche zu verbergen. Sie macht wohl die und da der Tochter ein Zeichen oder schickt ihr einen Gefandten, der sie zum Aufbruch mahnen soll, allein die Unermüdbare hört nicht, tanzt fort und fort, und kommt erst nach der Bouquettour zur Mutter zurück, um ihr mit einem kleinen Triumph der Eitelkeit die vielen Sträußchen zu zeigen, die sie als gefeierte Tänzerin erhalten. — Jetzt geht es aber rasch nach Hause und das Gepolauer der glücklichen Tochter muß die armen Eltern entschädigen für die Stunden des Wartens und der Langeweile.

Es ist mit dem Balle wie mit dem Reisen, der Augenblick des Gemüthes ist fast irapazib, er vergoldet sich erst im Schein der Erinnerung, im Gespräch mit den Gespielinnen, im Widersprechen der Tänzer den folgenden Abend in der Oper, oder in dem Concerte, wo einz auf dem Gesichte des andern die Spuren der Ermüdung sieht, und man mit Entzücken der kleinsten unbedeutendsten Ereignisse des Ballabends gedenkt!

Der erste Ball der Saison ist gleichfalls stets von großem Interesse; es hat Veränderung in der Gesellschaft gegeben, es hat ein Garnisons- oder Beamtenwechsel stattgefunden, der der Tänzerwelt neue Elemente zugeführt, die man erst kennen lernen muß; dann sind die neuen Moden zu beobachten, die

ein geliebtes Haupt auszugießen vermögen. Doch indem wir den Segen des Himmels auf die des höchsten Glückes werthe Braut herabwünschen, suchen unsre Gedanken unwillkürlich die Spitzenwirkerinnen in ihrer dürftigen Heimath auf, wie sie, über das Kissen auf ihren Knien gebeugt, das Kleid weben, in dem „die glücklichste Braut“ ihres Vaterlandes die heiligste Feier ihres Lebens begeht — und wir können nicht anders als wünschen, der Tag, der für zwei verwandte Königsfamilien, für zwei Nationen ein glücklicher, ein froher ist, möchte den Spitzenwirkerinnen mindestens ein — sorgenfreier sein.

[2659]

### Die Kunst sich zu kleiden.

Uebertriebene Neigung, sich zu putzen, verräth einen eiteln, oberflächlichen Charakter, und doch erfordern die zwei großen Hauptbedingungen eines guten Anzugs, nemlich, daß er kleidend und anständig sei, einen hohen Grad von Aufmerksamkeit, welche durch den natürlichen Wunsch „zu gefallen“ gerechtfertigt wird, sobald dieser Wunsch nicht in Gefallsucht und Coquetterie ausartet.

Dürfen wir unsern Leserinnen einen Rath geben, so ist es der, in der Kleidung stets die Einfachheit der Pracht vorzuziehen, denn es ist bei weitem rühmlicher, des feinen Geschmacks wegen bewundert zu werden, der in unserer Toilette sich kundgibt, als des gefuchten und blendenden Glanzes wegen, wodurch wir unsere Erscheinung hervortretend zu machen suchen. Einfachheit erregt stets ein angenehmes Gefühl, macht einen besänftigenden Eindruck, während Pracht und Ueberladung die Kritik herausfordert. Ein zu kostbarer Anzug baut gleichsam einen Wall um das weibliche Wesen, welcher die Bewunderung, die zu erregen er bestimmt ist, von der Person, die solche beansprucht, eher abwehrt als anzieht.

Das eigentliche Geheimniß der Toilette besteht darin, die Kleidung mit Gestalt und Gesicht in vollkommene Uebereinstimmung zu bringen, sie gleichsam mit der Person der Trägerin zu identificiren, denn nicht Allen steht Alles!

In keinem Fall muß ein Kleid mit Besäßen und Zierrath überladen sein, Kofetten, Schleifen, Knöpfe und Schnüre müssen vorsichtig angebracht werden, Juwelen und Schmuck nur bei besonderen Gelegenheiten, und dann nicht auf eine Art, welche zeigt, daß man den Schmuck nur zur Schau tragen wolle, sondern so, daß jeder Schnalle, jeder Nadel wenigstens ein scharfer Zweck zugewiesen ist neben dem, Uebereinstimmung in das Ganze der Toilette zu bringen.

Die Mode, welche zwar oft launenhaft, aber keineswegs so despotisch ist, als der kriechende Gehorsam ihrer Schmeichler uns glauben machen möchte, muß nie zu ängstlich befolgt werden, aber auch nie darf eine Frau der Mode zum Troß in auffallender, ganz abweichender Weise sich kleiden. Ein solcher Mißgriff wird ihr von ihrem Geschlecht nie vergeben, wahrscheinlich weil eine derartige Nichtbeachtung des einmal durch das Herkommen sanctionirten Gebrauchs zeigt, daß die Frau fast und eitel genug ist, ihre eigne Meinung zum Troß aller Andersdenkenden zur Schau zu tragen.

Die herrschende Mode, welche es auch sei, müssen wir nach den Forderungen unserer Persönlichkeit zu modificiren suchen.

Kein excentrischer Schnitt, keine solche Verzierung darf uns, weil sie neu, zu ihrer Annahme verleiten, wie allgemeinen Beifall sie auch finden möge; denn die weite Verbreitung einer Mode ist nicht immer ein Beweis ihrer Gebiegenheit. Gleich einer falschen Münze wird sie oft nur in Umlauf gebracht, weil sie dem Vortheil Einzelner fröhnt.

Jede Frau sollte ihre Kleider mit Bedacht wählen, und so, daß sie Nützlichkeit mit Eleganz vereinigen. Sie müssen so beschaffen sein, daß sie die Annuth natürlich schöner Formen erhöhen, etwaige Unvollkommenheiten der Figur verdecken, dicht genug schließen, die Wellenlinien der Schönheit wiederzugeben, und doch nicht so eng, um die freie Bewegung der Glieder zu hemmen.

Eine kurze, gedrungene Gestalt sollte nie allzu weite, flatternde Gewänder tragen, welche schlanken, mageren Frauen so gut stehen, diese hingegen müssen sich in Acht nehmen, ihre Kleider nach einem Schnitt anfertigen zu lassen, welcher die Ecken ihrer Figur sichtbar macht. Anliegende Leibchen und enge Ärmel, welche für eine volle Figur sehr passend sind, müssen bei mageren Figuren vermieden, oder doch modificirt werden, durch geschmackvolle Hinzufügung einer Berthe und Ärmelvolants oder deraartiger Besätze, welche den Schultern die verhältnißmäßig schöne Breite und den Armen eine gefällige Rundung geben.

Kleider mit vielen hoch hinaufgehenden Volants stehen kleinen Damen sehr schlecht, indem sie die kleine Figur in zu viele Partikeln theilen, und ihr das richtige Verhältniß nehmen; für große Damen dagegen sind Volants eine sehr graziose Verzierung des Kleides.

Halbhoher Ausschnitt des Leibchens ist fast immer unschön, weil er der Figur ein ängstliches, zusammengedrücktes Ansehen giebt. Ein hohes Kleid ist bei weitem vortheilhafter für die Gestalt, eben so ein ganz ausgeschütteltes. Nur muß das erste nur so hoch hinaufreichen, um die Biegung des Halses nicht zu verdecken, und das letztere nicht so tief hinab, daß es geschmacklos und kokett erscheint.

Trägt ein junges Mädchen ein zu tief ausgeschütteltes Kleid, giebt sie dadurch zu erkennen, daß ihr die Bescheidenheit, dieser holde Schmuck der Jugend, fehlt, und in reiferen Jahren ist es ein Beweis widriger Coquetterie, welche statt Bewunderung Ekel erregt.

Es ist jeder Dame anzurathen, ihre Kleider nach ihrem eignen Geschmack und nicht nach dem des Schneiders anfertigen zu lassen, wie vollkommen derselbe auch sein mag, verstände, denn stets kann eine Dame besser beurtheilen, was ihrem Gesicht und ihrer Gestalt zusagt, als der größte „Tailleur“, welcher nur die Forderungen der Mode bei seinen Arbeiten berücksichtigt, und nicht die Eigenthümlichkeit der Person, für die das Werk bestimmt ist.

Es ist schwierig, wenn nicht unmöglich, über vortheilhafte und unworthelhafte Farbenwahl hinsichtlich weiblicher Kleidung Regeln aufzustellen, denn der gute oder schlechte Ein-

druck einer Farbe hängt von so vielen Nebenumständen, ja sogar von dem feineren oder gröberen Stoff des Kleides ab. Eine Farbe, die in zartem Gewebe schön und kleidend ist, kann an schlechterem, stärkerem Stoff ordinair und geschmacklos sein.

Die eine Regel aber läßt sich auf alle Fälle weiblicher Toilette anwenden, daß stets eine Farbe in ihr vorherrschen müsse, welcher die anderen sich unterordnen und die sie harmonisch ergänzen müssen. Ein gedankenloser Mißgeschick nicht zusammengehöriger, unpassender Farben am Anzug einer Dame verräth mehr als Alles schlechten Geschmack.

Dunkle Farben stellen zwar stets die Persönlichkeit in das vortheilhafteste Licht, wie die Schönheit eines Gemäldes durch dunklen Hintergrund gehoben wird, doch giebt es Gelegenheiten, welche einen hellfarbigen Anzug erfordern.

Das Gefühl der Wohlständigkeit und Bekanntschaft mit dem, was man „guten Ton“ nennt, werden eine Frau stets richtig leiten, und sie für jeden Zweck den passenden Anzug finden lassen.

Es wird zuweilen behauptet, das Studium des Anzugs sei ein unwürdiges, führe die Frauen dahin, auf die äußere Erscheinung allzu großen Werth zu legen, und über die Sorge der Toilette ernstere, heiligere Pflichten zu vernachlässigen. Die Sorgfalt für das Äußere kann allerdings ausarten und in Eitelkeit und Narreteit übergehen, doch daß sie das nicht thue, muß die Erziehung zu verhüten suchen.

Der Anzug des Menschen hat eine Physiognomie, wie sein Gesicht, aus welcher auf den Charakter desselben zu schließen dem Kenner leicht ist; welche Frau sollte daher nicht streben, daß ihre Kleidung stets Zeugniß gebe von Eigenschaften, welche dem Weibe immer und überall zur Ehre gereichen: von Reinheit, Geschmack und Anstandsgefühl. [2661]

### Daheim.

Von Julie Burow (Frau Pfannenschmidt).

Wieder hängt der Herbst seinen grauen Wolken-Mantel über das Himmelsgewölbe und träufelt daraus auf die verwehten Fluren die Thränen des Regens, oder den traurigen Nebel.

Die Natur hört auf, uns an sich zu locken durch Lächeln des Sonnenscheins, durch den lauen Athem schmeichelnder Rüste, durch den Schmuck der Blüthen und Früchte; ja selbst das bunte Gewand der Blätter legt sie ab, um sich bald einzuhüllen in das warme Bett des Schnees. Sie will nun auch ruhen und schlummern, die liebevolle Mutter, und sie schickt die Winde, die mit rauher Geberde den Menschen gebieten, die Entschlafene nicht zu stören. Bleibt daheim! heult der Nordost und rüttelt an den Doppelfenstern, als wolle er selbst sich unter das schützende Dach flüchten. Bleibt daheim! küstert der niederstinkende Regen. Bleibt daheim! rauschen die kahlen Baumzweige.

Daheim! Der Winter erst giebt uns das rechte Heimathsgelühl, und nur der Nordländer weiß daher auch die Behaglichkeit der Heimath zu schätzen, sie sich recht und ganz zu bereiten.

In den großen Zimmern italienischer Paläste, wo die Winde in den Kaminen heulen und durch das über verwahrte Fenster blasen, will das Heimathsgelühl sich nimmer entwickeln. Die armen Bewohner hüllen sich in ihre Mäntel und flüchten aus dem zugigen ungemüthlichen Hause in die Behaglichkeit eines Rauch- oder Lesekabinetts, einer Weinschenke oder einer ähnlichen öffentlichen Anstalt, — bei uns aber senkt sich der frühe Abend auf die winterliche Landschaft und um des Lichts gesell'ge Flamme sammeln sich die Hausbewohner.

Wohl mag die Natur des Südens reicher sein an üppiger Pracht, dem Norden gab sie zum Ersatz dafür, mit dem rauhen Winter, die stillen Behaglichkeiten der Heimath.

Der Ofen, dieser treueste Freund des Nordländers, empfangt ihn mit seiner milden Wärme. Es ist etwas gar zu Süßes, den Hauch des warmen Ofens zu spüren, wenn man in das gemüthliche Zimmer tritt. — Es ist ordentlich wie eine Bewillkommung voll Herlichkeit, wie ein liebevolles treues Wort. — Die herabwallenden Gardinen halten treue Wache vor den Doppelfenstern und lassen Nacht und Kälte, diese Feinde alles Lebens, nimmermehr ein in den traulich warmen, freundlich erhellen Raum.

Lampenlicht spinnst seine Goldfäden über den Familientisch und schickt sie bis in das fernste Winkelchen, wo der alte leberbeschlagene Lehstuhl wohnt, den wir früher als Kind an den Tisch zu schieben pflegten für die liebe Großmama, die jetzt auf dem Kirchhof unter beschneetem Hügelchen schlummert. — Im Dämmerlicht der Lampe scheint ihr liebes Gesicht uns zuzulächeln. — Erinnerung, dieser treueste liebevollste Genius von allen, die den Menschen durchs Erdenleben begleiten, wohnt am sichersten, am liebsten in der Heimath! — Da streut sie ihre Paradiesesblumen, ihre Rosen ohne Dornen, auf die alten, uns seit der Kindheit vertrauten Geräte und knüpft ihr Zaubernez an die schlichtesten Gegenstände, die Liebe und Gewohnheit dem Herzen zu Heiligthümern gemacht haben.

Der Winterabend ist lang. Das dolce far niente des Südländers paßt nicht für seine trauliche Stille. Dazu gehört das Rauschen der Wellen im Mondlichte, das Klüffern des Westes in belaubten Zweigen; die Wärme des Ofens, das Licht der Lampe locken einen edlen Gefährten der Menschheit in den Kreis der vereinten Familie, den Fleiß,

Der zu dem Bau der Ewigkeiten zwar Sandkorn nur für Sandkorn reibt, aber mit seinem stillen Wirken eine der reinsten Seligkeiten, das Glück des Schaffens, in der Seele erblicken läßt. Wenn sie so neben einander sitzen, die in Liebe verbundenen Glieder einer Familie, jedes in seiner Weise und nach seinen Kräften beschäftigt mit etwas Nützlichem oder Schönem, da schauen die Engel lächelnd zu ihnen hernieder; der Fleiß, ihr erdgeborener Bruder, hat den Fluch, mit dem Jehovah den sündigen Menschen aus dem Paradiese

verbannte, gebrochen und in Segen verwandelt. Er bedarf nicht der Rückkehr ins Paradies, er weiß es nun sich zu schaffen. —

Die Heimath, erfüllt von Liebe, geschmückt und veredelt durch Fleiß und Thätigkeit, die Heimath, in der jedes warme Gefühl der Menschenbrust sich ergießen kann in liebevollen Werken und Handlungen, ist das Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden können; denn selbst wenn wir es verlassen müssen, — haben wir es nur einmal recht besessen, so nehmen wir die Kraft in unserm Herzen mit uns, es überall von Neuem um uns erblicken zu lassen.

Daheim! daheim! kein süßeres Wort hat die Sprache, und der Winter, der viel gescholtene, läßt uns die Süßigkeit der Heimath erst recht finden und genießen.

Wenn der Schnee wirbelnd zu Boden sinkt und am Leuchtthurm weht über die ersterbende Erde, wenn vor dem eisigen Hauche des Windes die Wolken über's Himmelsgewölbe fliehen und die Wipfel der Bäume im Forste sich knarrend beugen, wenn die Meereswogen wild schäumend aus eisumtarte Ufer schlagen und der Leuchtthurm mit schimmerndem Auge hinausragt auf das empörte Element, dann, dann weiß der Schiffer, der Jäger, der einsame Wandermann, daß daheim ihn das Glück erwartet, das ächte, rein menschliche Glück, daß der Reiche nicht für Gold erkaufen kann und das der Arme nicht vermissen wird, wenn er ein Herz voll Liebe, wenn er die fleißige Hand besitzt, welche jenem fehlen.

Denn nur Liebe, Liebe und Fleiß gründen und schmücken die Heimath.

Mit Geld kauft man ein Haus, man füllt es an mit den schönsten Geräthen, man putzt es auf mit tausend modischen und kostbaren Dingen, man läßt Ambradüste die glänzend erhaltenen Räume durchziehen, aber das Haus ist noch lange, lange keine Heimath.

Fragt den Jüngling, der in ihm erwacht ohne Eltern- und Geschwisterliebe, ohne den Reiz geregelter Thätigkeit — er kennt dort nicht das Glück des Heimathgelüths, seine Heimath war das kleine Stübchen, in welchem die Amme ihm Nippel auf dem Ofenbriet und den Eintretenden empfangt mit dem Lächeln der Liebe im sonnengebräunten Angesichte; das Stübchen ist seine Heimath, wo sie ihn Nege küssen lehrte, während Caro, der alte Hund, sich vor dem Ofenfeuer dehnte und die Hand des Knaben leckte, der gern mit ihm spielte. Das Heimathgelühl ist ein Zauber, der vom Herzen ausgeht und das Herz erfaßt. Wohl spricht es sich aus in Neugierigkeiten, aber der Zauber derselben vergeht, sie sind matt und todt, wo nicht das Herz, sondern das Gold sie geschaffen. —

Winkt in das Haus, das eine Heimath ist, gleich viel ob Reichthum darin wohnt oder nicht; das Behagen hat sein Plätzchen eben so gut auf der hölzernen Ofenbank, als auf dem weich gepolsterten Sopha, wenn nur fleißige Hände bei- des rein und sauber erhalten. Die Gemüthlichkeit setzt sich eben so gern an den einfachen mit altem Geräthe besetzten Familientisch, als an den vom Luxus aufgeschmückten, wenn nur an diesem wie an jenem ein liebendes Herz auf den Geschmack jedes Familiengliedes Rücksicht nahm.

Wer eine Heimath besitzt, der freut sich ihrer, für ihn hat der Winter keinen Schrecken, denn die Sonne der Liebe geht nicht unter in der trauten Beschränkung, die alles umschließt, was das Herz bedarf zum Glücke. Wer eine Heimath besitzt, der wirke mit Ernst und dankbarer Seele, nicht bloß für die Seinen, sondern für alle Menschenbrüder, wo weit seine Kraft dies zuläßt, denn wohl hat er Grund zur Dankbarkeit gegen den Geber aller guten Gaben und diese kann er ja nur zeigen durch thätige Menschenliebe. —

Die Heimath zu schmücken, zu verschönern, sie zu dem zu machen, was wir unter diesem süßen Namen begreifen, ist die Aufgabe des Weibes hienieden, gleichviel, ob dasselbe als Gattin oder Mutter, als Schwester, Tochter, oder als Pflegerin der Armen wirke. Ein hoher, ein heiliger Beruf! Und sie kann und soll ihn erfüllen, ob ein Palast oder eine Hütte der Schauplatz ihres Wirkens sei.

Wie sollten unsere Herzen nicht stolzer, freudiger schlagen, wenn wir die Erhabenheit dieses uns von Gott zugewiesenen Berufes erkennen, ein Beruf, welcher dem Wulden des Weibes den Adel der Poesie verleiht, ob sie mit liebender Hand köstliche Blumen auf Marmorconsolen ordne, oder sich bemühe und arbeite im engen, prunklosen Raum, damit es den Thrigen „daheim“ wohlgefalle.

Das Weib ist auf Erden die Hohepriesterin der Göttin Poesie, ob sie auch keine künstlichen Canzonen und Ritornelle zu schreiben verstände, wenn sie Denen, welche das Geschick mit ihr verbunden, das Leben zu verschönern weiß, indem sie ihnen die Heimath theuer macht. — Denn die tiefste, beglückendste Poesie ist — die Poesie der Heimath!

[2695]

### Die Kleinstädterinnen.

Von Amely Bötte.

Wir können nicht Alle in einer großen Stadt geboren und erzogen werden, und müssen darum versuchen den Nachtheilen zu begegnen, welche hauptsächlich den Mädchen aus ihrer Erziehung in einem kleinen Orte erwachsen. Diese Nachtheile sind groß, das läßt sich nicht hinweg leugnen. Inbess'n sind sie in vielem Bezug auch willkürlich herbeigeführt und könnten durch etwas Fürsorge vermieden werden.

Schule und Haus sind die beiden Pole, um die sich das Leben der Kinder bewegt. Prüfen wir, inwiefern beide in kleinen Städten zurückstehen vor der Hauptstadt.

Ein großer Ort wird, was den Elementar-Unterricht betrifft, keine besseren Lehrer aufweisen, wie ein kleiner; Geographie, Geschichte, Rechnen, Schreiben, das Alles wird den Schülerinnen hinreichend gut gelehrt; aber Sprachen und Musik leisten nicht das Gleiche. In diesen ist die Unterwei-

Jung mangelhaft und die Abhilfe oft schwer. Indessen — sind diese Talente mehr ein Schmuck, als eine Nothwendigkeit und wenn die Eltern ernstlich streben, so werden sie durch Gemeinlichkeit auch stets diesen Schmuck erschwigen können. Man sucht eine Lehrerin zu gewinnen, welche Französisch und Englisch spricht, man ladet eine Ausländerin ein, gegen den Vortheil der Erlernung des Deutschen, ihre Sprache mitzutheilen; und sucht eine musikalische junge Dame auf ein paar Jahre in dem Orte zu fesseln; dies Alles ist dem guten Willen möglich und von ihm erreicht worden. Durch solche Kenntnisse und Talente aber streift sich der Typus der Kleinstädterin immer noch nicht ab, und von diesem wollen wir hier hauptsächlich reden: denn ein wohlgezogenes Mädchen, sei sie geboren und erzogen wo sie wolle, sollte überall ihre Geltung finden, und keine Werkzeichen an sich tragen, die ihr den Anstrich des Lächerlichen geben können. Diesen gewinnt sie aber, sobald sie erstens auf ihre Sprache nicht geachtet hat. Es genügt nicht, daß sie ihre Muttersprache grammatikalisch verstehe und richtig schreibe; sie muß sie auch schön und wohlklingend und vor Allem ohne Dialect sprechen. Sie darf nicht durch die Nase reden, nicht Sylbenverschlucken, nicht ihre Worte überstürzen; sie darf nicht statt Nein Ne sagen, für Nun Nu — und dergleichen Provinzialismen mehr anheimfallen, welche sogleich die Bemühung aufkommen lassen, als habe sie in keiner gebildeten Umgebung gelebt. Gerade auf ihre Muttersprache kann sie nicht genug Aufmerksamkeit verwenden, um sie schön, wohlklingend und rein zu sprechen, wodurch allein sie sich ihren Platz in der gebildeten Gesellschaft der ganzen Welt anweist. Das mündliche Erzählen einer Geschichte, die mündliche Mittheilung des Inhaltes eines Buches sollte daher unerläßlich zum Schulunterrichte gehören.

Neben dieser Aufmerksamkeit auf die Muttersprache dürfte ferner in der Schule die Haltung der Mädchen berücksichtigt werden. In einem kleinen Orte findet auch darin ein gewisses laissez aller statt; sie sind nicht gewöhnt auf sich zu achten, sie unterwerfen sich keiner Form; Tanzlehrer hat man nur mit seltenen Ausnahmen, das Schönheitsturnen ist noch nicht eingeführt, und doch ist beides zu einer Mädchenerziehung unerläßlich. Man dürfte daher nicht unterlassen die Lehrerinnen an den Schulen aus einer Anstalt zu wählen, wo Beides getrieben wird, wie z. B. die des Herrn Dr. Marquart in Dresden, wo Erzieherinnen gebildet werden, welche ihrem Berufe nach allen Seiten hin gewachsen sind.

Tritt ein junges Mädchen mit hübschem Gange und schöner Haltung auf, redet sie ein reines wohlklingendes Deutsch, so hat sie durch den ersten Eindruck gewonnen, und Niemand wird ihr vorwerfen, daß sie auf einem Dorfe aufgewachsen.

Erreicht nun aber die Schule diese Vortheile, so darf das Haus nicht aufhören ihr nachzuhelfen. Auch hier darf von keinem Gehelassen die Rede sein. Das häusliche Leben kann sich in einer kleinen Stadt sowohl wie in einer großen in gewissen Formen des Wohlstandigen bewegen, die dem Mädchen zur andern Gewohnheit werden, und sie braucht auch hier nicht jener Kleinlichkeit zu verfallen, die sie in einem Salon der großen Welt zur Zielscheibe der Witze macht, d. h. wenn ihre Eltern es nicht selbst wollen, daß sie es werde.

Da wir hier von den gebildeten Ständen sprechen, so nehmen wir auch an, daß der Vater ein unterrichteter Mann sei, der, wenn er auch seinem Fache obliegt, doch immer mit der Welt fortschreitet, und mit seinen Geschäftsfreunden eine Unterhaltung führt, die allen Kochtöpfen ferne liegt. — Spreche er sich nun auch seiner Familie gegenüber auf solche Weise aus, lasse er seine Töchter hören, was ihn beschäftigt, so werden sie sich gewöhnen über die Scholle hinaus zu denken und den Umkreis ihres Städtchens nicht als die Welt anzusehen, um welche sich das Universum dreht. Das wird sie auch vor dem Hochmuth bewahren, der den Kleinstädterinnen oft anklebt. Weil der Vater ein Bürgermeister oder Amtshauptmann ist, fühlt die Tochter sich außerordentlich gehoben; weil sie besser gekleidet als des Pastors Töchter, glaubt sie sich reich; weil sie ein bißchen geläufiger auf dem Klavier trommelt, als Gretchen und Lieschen, so hält sie sich für ein musikalisches Talent. — Wir können unsern Werth immer nur durch Vergleiche messen. So vergleiche sie sich nicht mit dem, was neben und unter ihr steht, sondern mit dem, was in der Ferne sie weit überragt, das feuert sie an zu streben, und giebt ihr Einsicht. Mit einem richtigen Urtheil, mit Kenntniß von dem, was in der Welt vorgeht, wird sie überall ihren Platz in der Gesellschaft finden; redet sie aber in der Hauptstadt von dem neuen Sopha der Frau Bürgermeisterin in ihrem Heimathstädtchen, so hat sie sich selbst ihr Urtheil gesprochen. Wahre Bildung erwirbt sich überall; nur mache man sich klar, worin sie besteht. [2656]

### Das Stopfen

von  
Marie L.

Die Mode, eine der mächtigsten Gewalten unserer Zeit, hat mit ihrem Scepter auch den Arbeitstisch berührt und einen anderen aus ihm gemacht. Gewiß, wenn eine fleißige Frau bei nächtlicher Weile in unseren Zimmern erscheinen würde, um nachzusehen, wie ihre Vrenkelinnen die häusliche Tugend des Fleißes in weiblichen Handarbeiten betreiben, sie würde nicht wenig erstaunen, statt Spindel und Rocken bunte Wolle und Filletadel, Vincettes, Hammer, Feile, Pinsel, Leder, Papp, Draht und all die tausend Kleinigkeiten zu finden, die die Modedame jetzt zu ihren Beschäftigungen am Arbeitstisch nöthig hat. — Der früheren Monotonie in den weiblichen Handarbeiten gegenüber ist dieser Fortschritt sehr lobenswerth, denn wahrlich schöne und nützliche Gegenstände gehen aus der Hand der geübten Arbeiterin hervor, und dienen zum Schmuck der Zimmer, während früher höchstens eine Tapissierarbeit, die ein halbes Frauenleben kostete, und oft in Zeichnung und Material ganz verfehlt war, von dem Fleiß und der Geschicklichkeit unseres Geschlechts Zeugniß ablegen konnte.

Allein auch manche nützliche Beschäftigung, die früher fleißig geübt wurde, ging in dieser allgemeinen Umwälzung

verloren, und ist es namentlich eine, in der das heranwachsende Geschlecht unterwiesen werden sollte, da das Bedürfnis geblieben ist, und von der einfachen Hausfrau, wie von der großen Dame in gleich dringender Weise empfunden wird. Wir meinen die Kunst des Ausbesserns und Stopfens.

Fast jede Stadt hat ihre Kunststöpferin, allein wenn diese ihre Kunst versteht, ist sie gewöhnlich mit Arbeit überhäuft, und läßt sich oft ganz enorm dafür bezahlen. Wohl jede unserer verehrten Leserinnen hat in ihren Schränken irgend ein theures Andenken, in Gestalt einer künstlich gestopften Spitze, eines Kleides, Schleiers, oder noch häufiger eines feinen Tafeltuchs, oder Serviette, die durch einen Lichtfunken und einen Schnitt bei einer frühlichen Tafel verlegt wurden. In früherer Zeit verstanden die Frauen der besseren Stände sehr gut, solche Schäden selbst auszubessern, und man wird mit Staunen erfüllt, wenn man sieht, mit welcher Umsicht und Sorgfalt Möbel- und Kleiderstoffe, Spitzen u. dgl. aus früherer Zeit ausgebessert und gestopft sind. Es ist diese Kunst freilich nicht sehr schnell gelernt, und muß stufenweise in frühen Jahren, wo man noch gern und willig zeitraubende Dinge lernt, mit dem Unterrichte begonnen werden, doch sollte man in jeder Familie, wo mehrere Töchter sind, wenigstens eine darin unterweisen lassen, in Anbetracht des großen Nutzens, den eine solche geübte Hand in jedem Hauswesen bringen kann. — Ein Kind, das Gedult, gute Augen und Freude am Weiblichen hat, wird es gern lernen, und jede Vorsteherin einer Nählschule kann es darin unterrichten. Es sind 4 Stopfarten, die erlernt werden müssen, und wovon jede ihre besondere Weise hat: Strickstopfen, Mattstopfen, Gebildstopfen und Tüll- oder Spitzenstopfen. 1 und 2 sind leicht und wohl Jedermann bekannt, nicht jedoch 3 und 4, was nur sehr wenig Damen gründlich verstehen. Um dieses Kunststopfen zu erlernen, bedarf die Anfängerin eines Stopftuches, aus welchem Stücke geschnitten werden, um dann irgend ein vorgelegtes Muster künstlich hineinzustopfen. Man macht dies stets zuerst in grobem Garn, um etwaige Fehler leichter zu entdecken, und auch, um in späteren Jahren die Verfahrensweise am Stopftuch deutlich nachsehen zu können. Das Tüllstopfen ist das letzte und schwerste, und wird dasselbe gleichfalls an einem besonderen Stopftuche erlernt, herausgeschnittene Stücke durch Einstopfen erfolgt, und endlich das Meisterwerk der Stöpferin, das Einstopfen von Spitzenstücken und Spitzengrund aller Art erlernt.

D, es ist ein weites Feld des Lernens, Auffassens und Beobachtens, ein wahres Studium! Es giebt dabei zu errathen, zu erfinden, Hindernisse aller Art zu besiegen, und bald wird es aus einem trockenen Lehrgegenstand eine Quelle des Interesses und der Freude.

Möchten wir mit dieser kleinen Anregung der schönen und nützlichen Stopfkunst einige Jüngerinnen erworben haben! Sie werden, sobald sie die Anfangsstudien überwunden haben, sich reichlich für ihre Mühen belohnt fühlen durch die ins Auge fallende praktische Seite der Sache! [2665]

### Der schlimmste Feind.

Du zürst, daß Deiner Feinde Macht  
Mit großem Drang und Schwall  
Bald heimlich, bald in offner Schlacht  
Dich neidiß überfalle.  
Wohlan! so setze Dich zur Wehr!  
'Und wenn die Welt voll Teufel wär',  
Es muß Dir doch gelingen!"

Indeß bedenke, lieber Christ,  
Daß Du vom Anbeginne  
Dein schlimmster Gegner warst und bist  
In Deinem argen Sinne:  
Träg, feig und doch voll Trutz,  
Boll Hoffahrt und voll Eigennutz,  
Wie auch so manche Andre.

Die Welt, sie ist zwar schlimm genug  
Und sucht Dich zu berücken,  
Sie ist voll Haß, voll Lug und Trug  
Und voller böser Tücken.  
Sie gönnt Dir selbst das Leben kaum  
Und neidet Dir den kleinen Raum,  
Auf dem Du stehst und wandelst.

Mehr aber als die Menschheit noch  
Haßt Du Dich selbst bestritten,  
Und was Du litt'st, das hast Du doch  
Weißt durch Dich selbst gelitten.  
Biel heft'ger als die arge Welt  
Liegst selbst Du gegen Dich zu Feld —  
Das sollst Du nicht vergessen!

Zwei Wesen trägt Du tief in Dir,  
Die sich voll Grimm bekämpfen,  
Das eine ist voll Lust und Gier,  
Das andre will sie dämpfen.  
So streiten sie in Deiner Brust  
Mit immer wechselndem Verlust  
Und wechselndem Gewinne.

Drum schleudre kräftig Pfeil auf Pfeil  
Auf Deinen innern Gegner,  
Sonst wird er Deinem bessern Theil  
Tagtäglich überlegner.  
Und wenn Du ihn nach Heldenbrauch  
Zu Boden warfst, dann hast Du auch  
Die Welt mit überrunden.

Hermann Marggraff.

### Verschiedenes Badwerk für die Weihnachtszeit.

#### Königs-Kuchen.

Man nimmt hierzu so viel frische Butter als 8 Eier wiegen, ebensoviel gestiebene Zucker, woran die Schale von 1 Citrone abgerieben, und das gleiche Gewicht auch vom feinsten Dampf- oder Kraftmehl, rührt zunächst die Butter zu Sahne, giebt dann nach und nach je 1 Ei und 1 Löffel voll Zucker dazu, bis beides verbraucht ist, und mischt zuletzt noch den Saft der Citrone, ferner das Mehl, ¼ Pfund gereinigte Korinthen und eine Messerspitze voll Hirschkornsalz dazu. Diese ganze Masse füllt man nun sogleich in eine mit Butter ausgestrichene Form und läßt sie in einem gut ausgeheizten Ofen eine Stunde unangerührt gar backen.

#### Vanille-Bisquit.

Man rührt ½ Pfund Zucker, von 6 Eiern das Gelbe und eine Stange gestoßene und gestiebte Vanille zusammen, schlägt das Weiße der 6 Eier zu Schnee, rührt dies nebst 4 Loth feinem Mehl an die Masse, belegt ein Blech mit Papier, setzt vom Teig Häufchen in der Größe eines halben Eiz, bestreut diese mit Zucker und bäckt sie bei mäßiger Hitze.

#### Süße Makronen.

Man stößt ½ Pfund süße Mandeln, nachdem sie fein abgeschält, ziemlich gröblich, darauf rührt man 2 Eiweiß mit ½ Pfund feinst gestoßenem Zucker und etwas Citronensaft so lange tüchtig durch, bis Blasen entstehen, giebt dann die gestoßenen Mandeln unter starkem Rühren hinzu. Von dieser Masse setzt man wallnuggroße Häufchen auf Oblaten oder Papier, bestäubt sie mit feinem Zucker und bäckt sie in gelinder Ofenhitze zu schöner gelber Farbe.

#### Bittere Makronen.

Die Zubereitung ist dieselbe, nur nimmt man halb süße, halb bittere Mandeln, und auf 1 Pfd. Mandeln 1 ¼ Pfd. Zucker.

#### Hobelspäne.

Es wird von 2 Eiern das Weiße zu fleisem Schaum geschlagen, dann mit ½ Pfd. Zucker, nebst der abgeriebenen Schale einer Citrone und dem Saft derselben dick gerührt. Dann schneidet man ½ Elle lange und 2 Finger breite Streifen von Oblaten, bestreicht sie mit der Masse, bestreut sie mit farbigem Streuzucker, bäckt sie auf einem mit Wachs bestrichenen Blech und wickelt sie noch warm über ein rundes Holz. Wenn man die Masse roth haben will, so kann man den steif geschlagenen Schaum mit Kornblumen oder Erdbeersaft färben — auch statt des Streuzuckers Pomeranzenschalen und Citronat nehmen.



### Büchertisch.

Wir können die Weihnachtszeit nicht herannahen sehen, ohne unsere Leserinnen auf ein Werk aufmerksam zu machen, welches zu dem Bedeutensten gehört, was in neuester Zeit auf dem Felde der Literatur erschienen.

Wir meinen: Das Lehrbuch der Naturwissenschaften mit besonderer Berücksichtigung der weiblichen Jugend von Dr. A. B. Reichenbach; mit zahlreichen Abbildungen und colorirten Kupfertafeln. (Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.)

Der Name des Verfassers allein wäre schon hinreichende Gewähr für den Werth eines Buches, welches sich die Aufgabe gestellt hat, dem jugendlichen Gemüth und vorzugsweise dem weiblichen die Wunder der Natur gründlich in belehrender und sinnig ansprechender Weise zu offenbaren. Wie der Verfasser darüber denkt, spricht er in der Vorrede seines Werkes in folgenden Worten aus:

„Ein Lehrbuch der Naturgeschichte für die weibliche Jugend darf nicht eine trockne, gelehrte, vorherrschend systematische Schilderung der Naturkörper geben: es muß vielmehr, unbeschadet einer kurzen, aber gründlichen Charakteristik, die Naturkörper mit lebendigem Gefühl für alles Schöne und Edle, in einer das Gemüth ebenso, wie den Verstand anregenden Sprache schildern, und das Alles besonders hervorheben was das Gemüth veredelt, zugleich den Scharfsinn mächtig anregt und den Verstand bildet.“

Des ersten Theiles erstes Bändchen enthält die Naturgeschichte des Menschen, des ersten Theiles zweiter Band die Naturgeschichte des Thierreichs. Der zweite Theil enthält Botanik und Mineralogie und der dritte Theil wird eine Schilderung des Weltgebäude mit besonderer Berücksichtigung des Erdkörpers, sowie die Chemie umfassen. Eltern und Erzieher können für junge Mädchen kein Weihnachtsgeschenk finden, welches erfreuender und wahre Bildung fördernder wäre als dieses Buch.

In demselben Verlage erschienen in 4. Auflage und sind als Weihnachtsgeschenke zu empfehlen:

G. C. Andersen's sämtliche Märchen mit 125 Illustrationen nach Originalzeichnungen von B. Bechsen, in Holz geschnitten von Kreschmar. Elegant gebunden 2 ½ Thaler; und

G. C. Andersen's ausgewählte Märchen mit vielen Illustrationen. Elegant gebunden 1 ½ Thaler; cartonnirt 1 Thaler. [2694]

Original-Musik des Bazar.

### Bettlerliebe.

Gedichtet von Theodor Storm.

Andante assai.

Gustav Eggers.  
mf stringendo

SINGSTIMME.

PIANOFORTE.

D laß mich nur von fer-ne stehn und han-genstumm an Dei-nem Blick; Du bist so jung, Du  
Und ich, so arm und müde schon, ich ha-be nichts, was Dich ge-winnt. D wär' ich doch ein

bist so schön, aus Dei-nen Au-gen lacht das Glück, aus Dei-nen Au-gen lacht das Glück,  
Kö-nigssohn und Du ein arm ver-lo-r'nes Kind! und Du ein arm ver-lo-r'nes Kind!

[2666]



welches mit einem vierfach zusammengelegten Tuche verdeckt ist, zündet hierauf den Schwefel in dem Tiegel an, setzt den nassen Korb mit dem Flor darüber, läßt den Schwefel eine Zeit lang brennen und den Korb darüber stehen. Alsdann nimmt man den Flor heraus, spannt ihn möglichst glatt über ein mit Tuch beschlagenes Brett, taucht einen Schwamm in gekochte weiße Stärke und drückt damit den Flor auf das Brett. Sollten von der Stärke einige Bläschen auflaufen, so kann man sie mit einem feuchten Schwamm herausziehen.

Gegen die Hitzblättern und sonstige Flecken im Gesicht

ist folgende Tinktur anzuwenden. Man nimmt 1/2 Quentchen Borax, löst diesen in 1/2 Unze Romenanzewasser und 1/2 Unze Rosenwasser auf, und betupft damit die Blättern mehrmals des Tages, indem man die Flüssigkeit darauf trocknen läßt.



Reinigung der Bettfedern.  
Alle in den Betten zusammengeballte Federn erhalten ihre verlorene Reinheit und Elasticität wieder, wenn man sie in ein Faß ausleert, mit Seifenwasser begießt und kräftig umrührt. Man preßt darnach das Wasser mit den Händen aus, trocknet und klopft die Federn mit dünnen Ruthen.

Geschmorter Hase (ein englisches Gericht).

Nachdem der Hase gereinigt, wird er in Stücken geschnitten, mit Pfeffer und Salz bestreut, und mit Butter in einer Pfanne braun gebraten. Dann mischt man etwas klein gewiegte Sardellen, ein Zweigchen Thymian, etwas geschnittene Petersilie, etwas gestopene Muskatblüthe, Nelken und geriebene Citronenschale, nimmt die Stücke Fleisch heraus, läßt das Fett ablaufen und streut diese Mischung über das Fleisch. Nun schneidet man 1/2 Pfd. Speck in sehr dünne Scheiben, legt einige Stücke des Fleisches in einen Topf, darüber eine Lage Speck, dann wieder Fleisch u. s. f., so lange, bis Fleisch und Speck verbraucht sind. Hierauf wird 1/2 Quart Wasser in den Topf gegossen, und der Topf so fest zuge deckt und beschwert, daß der Dampf nicht heraus kann. Dieser Topf wird in einen Kessel mit kaltem Wasser gesetzt, in welchem, zum Sieden gebracht, das Fleisch 3-4 Stunden kochen muß, je nachdem der Hase jung oder alt. Dann wird der Topf herausgenommen, aller Speck, der nicht zerflissen, entfernt, das Hasenfleisch in einem Casserol geschmort, mit etwas Moucheron, und etwas Butter und Mehl, um die Sauce zu verdicken; auch etwas Citronenschale erhöht noch den schönen Geschmack der Sauce.

Dieses Gericht ist zwar kein ganz leichtes, doch ein so kräftiges und pikantes, daß es wohl den Gaumen eines Feinschmeckers befriedigen kann.

(Neue Methode zum Durchzeichnen.) Die bisher üblichen Methoden zum Durchzeichnen sind bekanntlich ziemlich unständlich. Die neue Methode gewährt den Vortheil, daß man nicht allein mit Bleistift, sondern eben so leicht auch mit Tinte, Tusch- und Wasserfarben eine Zeichnung, Figur, Schrift oder Malerei direkt auf weißes, an und für sich undurchsichtiges Brief-, Schreib- oder Zeichenpapier übertragen kann. Sie ist ganz einfach und der vielseitigsten Anwendung fähig.

Man legt nämlich das Papier, auf welchem man die Zeichnung haben will, auf das abzugeichnende Original, bestreicht das obere Papier mit Baumwolle, die mit reinem Benzol (das ist einer der flüchtigsten, leichtesten Bestandtheile des Steinkohlentheers) getränkt worden ist. Die beschrifteten Stellen des Papiers werden dadurch, daß sie das Benzol aus der Baumwolle in ihre Poren aufnehmen, ebenso durchsichtig wie das beste Oelpapier oder Durchzeichnpapier, so daß man die feinste Zeichnung auf der Unterlage, welche hierbei nicht im mindesten leidet, deutlich genug erkennt, um sie durchzeichnen zu können, auch wird das Papier durchaus nicht faltig oder wellenförmig, sondern bleibt ganz glatt und eben. Das auf solche Weise mit Benzol ganz benetzte Papier läßt sich gleich leicht mit Bleistift, Tinte, Tusche und Wasserfarben bezeichnen oder bemalen, ohne daß z. B. die Tinte oder Tusche nur im mindesten fließt oder zerläuft. Dennoch haften die auf das mit Benzol getränkte Papier aufgetragenen Bleistift-, Tinte- oder Tuschrüche viel fester und dauerhafter, als gewöhnlich auf demselben, und selbst sehr zart geführte Bleistiftstriche lassen sich nachher nur schwer durch Gouachouc wieder wegreiben.

Will man größere Originale durchzeichnen, so befeuchtet man das Papier nur nach und nach mit dem Benzol, und sollte während des Durchzeichnens auf der eben befeuchteten Stelle das Papier trübe werden, bevor man ganz fertig ist, so braucht man nur wieder etwas neues Benzol darauf zu bringen. Nach beendigter Arbeit läßt man das Papier liegen, das Benzol verfliehet rasch davon und in dem Maße wird auch das Papier wieder ebenso weiß und undurchsichtig, wie es erst war, ohne daß man Flecke darauf oder einen Geruch bemerken kann, wenn man gut gereinigtes Benzol verwendet hatte. Ueberhaupt riecht das reine Benzol durchaus nicht unangenehm und sein Geruch ist keinen nachtheiligen Einfluß auf den Zeichner aus.

(Amerikanische Eishütte.) Die Amerikaner bauen die Eishütte ganz oberhalb der Erde und der Bequemlichkeit wegen in der Nähe der Kühe. Eine solche Hütte ist etwa 16-20 Fuß im Quadrat und circa 12 Fuß hoch von 3 Fuß dicken Zorfwänden aufgebaut, und wird der Zorf im Verbands aufgesetzt; aber anstatt des Kalts nimmt man Sägespäne, um die Zwischenräume auszufüllen, und damit der Zorf Haltung hat, wird ein gewöhnliches Ständerwerk aufgeführt und von außen der Zorf mit horizontal liegenden Brettern verkleidet, die etwas übereinander lassen. Der Zorf muß zu diesem Zwecke recht lose und lang sein. Ganz besonders wichtig ist es aber, daß auch unten im Fußboden 2 Fuß hoch Zorf liegt, oder Holz, und unmittelbar auf dem Eise wieder Stroh und Häfeln, um dadurch das Eis von allen Seiten mit schlechten Wärmeleitern zu umgeben. Die Wände müssen natürlich durch ein Stroh- oder Rohrdach verbunden sein. Auch müssen natürlich die Thüren davor sein, die nach Norden liegen, und der Zwischenraum dieser Thüren wird mit Stroh ausgefüllt, welches vermittelst alten Leinens an die Thür genagelt wird. In einem sehr bedeutenden Hotel fand ich das Eis auf diese amerikanische Art aufbewahrt, und verführte mich der Wirth, daß ihn diese Hütte 70 Zbr. gekostet, dagegen ein gewöhnlicher Eiskeller, der ihn über 1000 Zbr. gekostet, sich ganz unpraktisch bewiesen hätte, weil er von Steinen erbaut war. Um nun das täglich wiederholte Deffnen der Eishütte zu vermeiden, hatte derselbe Wirth eine Kiste für Eis im Vorrathskeller, um in derselben das Fleisch, Geflügel etc. aufzubewahren. Es wurden dabeist alle 8 Tage nur etwa 3 Eimer voll Eis geholt und in diese Kiste eingelegt. Diese war 3/4 Fuß lang und 2 1/2 Fuß breit. In dieser stand eine zweite Kiste und war der Zwischenraum dieser beiden mit Sägespänen ausgefüllt und mit doppeltem Deckel versehen, der mit Häderling angefüllt war. Das Fleisch wurde in dieser Kiste ganz mit Eis bedeckt, und hielt sich im Sommer 8 Tage ganz gut darin.

### Waschen von Sammet.

Zwei Rindsgallen werden mit etwas Honig und Seife in weichem Wasser gekocht und fleißig umgerührt; der Sammet auf ein reines angefeuchtetes Brett gelegt und mit der zubereiteten Mischung mittelst eines Läppchens ziemlich stark befeuchtet; darauf wickelt man ihn über ein Mangelholz und rollt ihn bis der Schmutz verschwunden ist, alsdann wird er durch reines Wasser gezogen, noch ein Mal gerollt, endlich aufgehängt, damit er halb trocken werde. Mit in Wasser geweichter und aufgekochter Hausenblase wird der halb trockene Sammet naß gemacht, zwischen ein Tuch geschlagen und so lange gerollt, bis er trocken ist, zuletzt mit einem Tuche wieder aufgerieben.

### Waschen der Schleier.

Weißer Schleier werden in lauwarmem Seifenwasser gewaschen, leicht ausgerungen, dann in kaltem Brunnenwasser gespült, etwas gestärkt und geblaut, zwischen den Händen halb trocken geklopft, dann aber zum vollständigen Trocknen auf ein Plättbrett gesteckt.

Schwarze Schleier taucht man in warmes Wasser, in welchem Ohsengalle aufgelöst ist, und spült sie dann kalt nach. Um sie zu steifen, zieht man sie durch Gummiwasser, klopft sie zwischen den Händen halb trocken und steckt sie dann zum Trocknen auf.

### Waschen von Blondem.

Man trenne sie von den Kleidern oder Hauben, lege sie drei- bis vierfach so übereinander, daß die Zacken aufeinanderfallen, nähe sie dann leicht zusammen, feuchte sie in kaltem Wasser, reibe sie gut mit weicher feiner Seife ein und mache leichten Schaum darauf. Bei starkem Schmutz wiederhole man das Waschen; ringe sie dann leicht in kaltem weichem Wasser aus, blaue und stärke sie nur leicht, brüde sie aus und lege sie zwischen Leinen. Nachdem sie halb getrocknet sind, legt man sie ganz auseinander und plättet sie, jedoch so, daß man das Plättleichen in kurzen Stößen der Quere nach von der Sohlleiste zu den Zacken führt und zuletzt ein paar Züge der Länge nach thut.

### Waschen des seidnen weißen Flor.

Man weicht den Flor eine Nacht hindurch in Milch, in welche man fein geschabte weiße venetianische Seife gerührt hat, drückt den Flor dann, ohne ihn zu reiben oder zu verschieben, darin aus, gießt frisches Wasser hinzu, in welches man ebenfalls seine Seife geschabt hat, und läßt ihn aufs Neue eine Nacht darin liegen; drückt ihn hierauf wiederum gelinde aus und schwefelt ihn. Zu letzterem Zwecke legt man etwas Schwefel in einen Tiegel, setzt diesen in ein erhabenes Gefäß,

